zu 130.S. Baumläuse sind auch mit Terpentinöhl
worunter feine Erde u. Wasser gemengt
wird, zu vertilgen.
bey der Baumzucht ist eine Hauptregel
diese: d. Boden, in welchen man einen
Baum verpflanzen will, mit demjenigen,
worauf er vorher gestanden, eine Ähnlich-
keit in allen Stücken haben müsse, niemahls
aber von geringerer Güte seyn dürfe.

bey Sommerobst soll man nicht die vollkommene
Reife desselben abwarten, sondern es ab-
pflücken, so bald es sich färbt.
Das Winterobst würde aber auf diese
Art viele von seinem guten Geschmack
verlieren, auch ist das Welkwerden
desselben von dem Abnehmen bey voll-
kommener Reife nicht zu befürchten.

Oec. 1542 g

N. 971

Oeconomia. Arborum fructiferarum cultura. 283.

~~Oec. agr. N. 384.~~

R

971

Sammlung der wichtigsten Regeln in der Baumgärtnerey.

Neue verbesserte Auflage.

Leipzig,
bey Christ. Gottl. Hilscher, 1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung
zur neuen Auflage.

Das ökonomische Publikum kennt die Absichten und Plane, nach welchen ich meine bisherigen Sammlungen angefangen und bis hieher fortgesetzt habe, schon längstens dermaßen genau, daß ich gar nicht vor nöthig halte, hierüber abermals an dasselbige zu reden.

serclassen zu gleicher Zeit gesorgt zu haben. Wie glücklich will ich mich schätzen, woferne ich dies **wirklich** gethan habe und woferne sich meine werthen Leser bey treuer Ausübung jedes, in irgend einer meiner Schriften vorgetragenen Unterrichts allemal wohl befinden. Geschrieben Jena zur Ostermesse des Jahrs 1788.

G. W. C. v. Wilke.

Erster Abschnitt.

Vom Grund und Boden.

Welcher Boden schickt sich für die Obstbäume? Eigentlich ein jeder, wenn er gehörig zubereitet wird; doch sind drey Erdarten, in denen es mit ihnen gar nicht fort will, nämlich die allzuthonigte, die deshalb gleichsam eisern ist, die sumpfigte, drittens bloßer Sand. Die thonigte kann man oft verbessern, wenn man sie im Herbst oder Winter wacker durcharbeitet, und mit so eben abgelöschtem Kalke, oder auch mit dem auf den Gassen und in den Höfen gesammelten, zusammengekehrten Koth düngt, oft findet man dabey in der Tiefe bessern Grund. Beym sumpfigen Lande muß man versuchen, ob der Nässe nicht durch gezogene Graben, und Erhöhung des Bodens ein Abzug gemacht werden kann. Ist dies nicht möglich, so bepflanze man den Ort lieber mit wilden Bäumen, welche die Nässe lieben, z. B. mit Weiden, Erlen, Pappeln und einigen Arten ausländischen, aber auch bey uns gut fortkommenden Holzes, z. B. Platanus, schwarze Carolinische Eiche, Tamarisken ꝛc.

Unter allen Obstbäumen bekommt keiner Art ein sehr nasser Boden gut, ausgenommen dem Quittenbaum, den man darinnen häufig erziehen sollte. Sonst liebt der Apfelbaum einen leichten geschlachten Boden, der Birnbaum nimmt schon ehe vorlieb, die Pflaumen vollends, und die Kirschen sind am allerwenigsten ekel, man siehet sie auf Plätzen, wo Pflaumen gar nicht wachsen wollen, sehr gedeyhlich fortkommen. Nach diesen Grundsätzen sollte man sich, wenn man einen Platz mit Obstbäumen bepflanzen will, sorgfältig richten, denn ist es nicht eine Thorheit, z. B. den Apfelbaum dahin zu setzen, wo er doch nicht wächst, sondern beständig ein Krüppel bleibt, da man doch den Boden mit Kirschstämmen besetzen könnte, und er auf diese Art (nach gehöriger Zubereitung) wenn er auch zu sonst keiner Baumart taugte, mit gesunden und wohltragenden Bäumen prangen würde. Sehr gewiß ist es aber auch, daß eine kluge Arbeitsamkeit schlechten Boden in guten verwandeln, und solchemnach fähig machen kann, diejenige Baumart zu tragen, welche er, ohne die Verbesserung, nimmer tragen würde. Zu denen allerwichtigsten Verbesserungsarten des Erdreichs gehört das **Wenden** desselben. Durch dieses kann selbst ein strenger fester Boden mild und locker gemacht werden, daß man ihn kaum mehr kennt, auch kommt dadurch die vorhin in der Tiefe gelegne, mit Fruchtbarkeit erfüllte Erde herauf, und die zeither oben gewesene,

wesene, durch das Tragen abgezehrtere, hinunter; Man verrichtet es also: Man machet am Ende des Platzes (und zwar wenn er abhängig wäre, an dem Ende, wo er am tiefsten ist) in die Quere einen Graben drey bis vier Spaten (Grabescheite) tief und vier Fuß (oder zwey Ellen) breit, schaufelt alle Erde aus diesem Graben heraus, und wirft sie vor sich hin in die Höhe; vom nächsten Rande dieses Grabens an wird vier Fuß breit, immer hinter sich, und in nämlicher Tiefe, wieder ein solcher Graben gemacht, die Erde aber nicht auf die Seite, sondern gleich in die Tiefe des zuvor gemachten Grabens geworfen, wodurch diese gänzlich zugefüllet wird; Auf diese Art geht man mit Ziehung der Graben und deren Zufüllung, immer nach dem angegebnen Maaß der Breite und Tiefe, hinter sich fort, bis daß am Ende des Stücks der letzte Graben gezogen wird; diesen zuzufüllen fehlt es an Erde, deswegen führt man mit dem Handkarren dasjenige Erdreich herbey, welches, als man am Anfange des Stücks den ersten Graben zog, vor sich hin auf die Erde geworfen ward, mit solchem wird der letzte Graben zugeschüttet und dadurch das Wenden beendigt. Das Rigolen wird eben also vorgenommen, und ist der Unterschied noch dieser, daß das Erdreich zugleich durch einen Durchwurf oder Horde geworfen und dadurch klarer gemacht wird. Wie unvergleichlich ein in gewendetes Erdreich gepflanzter junger Baum seine Wür-

zelchen darinnen forttreiben, wie ungehindert und gedeyhlich er folglich wachsen kann, ist schon aus der Beschreibung des Wendens begreiflich, durch angestellte Versuche aber offenbart sich der Nutzen am allerherrlichsten; Plätze, wo man Wein- und Obstbau anlegen will, sollten durchaus zuvor gewendet werden, das bloße Umgraben ist durchaus nicht genug, denn dieses durchwühlt blos die Oberfläche der Erde, die schon getragen hat. Man hat in unsern Tagen viel darüber gesagt, ob es nicht dienlich wäre den (durchs Wenden sehr fruchtbaren, zubereiteten) Boden zwischen den Obstbäumen und unter denselben durch Bestellung mit allerley Früchten zu nutzen, anstatt daß man ihn insgemein verrasen läßt; so viel ist ganz unstreitig, daß es den Bäumen sehr zuträglich ist, wenn der Boden zwischen ihnen durch alljährliches Umarbeiten vor dem Verrasen gesichert ist, und ob man wohl im Herbst um die Stämme herum die Erde aufhauen kann, daß der Rasen wegkommt, und die so überaus schätzbare Winterfeuchtung hinein zu den Wurzeln dringen kann; so ist solches doch dem nicht gleich zu achten, wenn im Herbst der ganze Baumgarten umgegraben (oder nach Maasgabe der Größe und Anlage umgepflügt) im Frühjahr aber mit Feldfrüchten bestellet wird. Erdbirnen (Kartoffeln) Wicken und Hafer wachsen unter den Bäumen, bey gehöriger Düngung, sehr gut, letztere beyde kann man entweder als Gemenge durch einander

ander säen, um es als grünes Futter vor das Vieh abzuschneiden, oder auch jedes vor sich allein; Klee zwischen die Bäume zu säen, will mir nicht gefallen, denn er zehrt den Boden allzu sehr aus.

Noch ein Wort von der Lage zu sagen, in welcher sich die Obstbäume am liebsten befinden, so ist zu merken, daß ihnen diejenige am erwünschtesten ist, wo sie Luft und Sonne recht frey haben können. Nur die Winter-Morgensonne, und den Windstrich aus Mitternacht und Morgen wünsche sich niemand in seine Baumgärten, sondern freue sich vielmehr hoch, wenn vorliegende hohe Gebäude oder Gehölz auf diesen Seiten Bedeckung gewähren. Tief gelegene Gegenden sind nicht leicht reich an Obst, die schädlichsten Dünste senken sich am liebsten nach niedrigen Oertern, auch treiben die Bäume in tiefen Thälern früher, als auf den Höhen, weil es an letztern kälter ist, dadurch geschieht aber leicht, daß in ihrem frühen Trieb noch widrige Witterung fällt.

Zweyter Abschnitt.

Von Erziehung der wilden Obst-Bäumchen.

Der allerbeste Weg, zu Bäumen zu gelangen, ist, wenn man sie selbst aus dem Saamen zieht; sie sind da unsern Boden besser

 gewohnt,

gewohnt, als es Fremde sind, und man weiß mit Gewißheit, was man an ihnen hat. Der Ort zur Baumschule muß recht frey an der Luft und Sonne liegen, viele legen sie, unverständigerweise, in einen dumpfigen Schattenwinkel an, und bekommen dadurch mattwachsende moosichte Stämmchen. Warum werden die im freyen Feld, z. B. an Gräben rc. stehenden Bäume so groß und kräftig? Weil sie frey stehen. Gedüngt muß die Baumschule bey der Anlage nicht werden, denn da man sie klüglich blos an einer solchen Stelle anlegt, wo zuvor keine Bäume gewachsen, so finden die jungen Stämmchen (wenn nur sonst der Boden fruchtbar, und recht tief umgegraben worden) Nahrung genug. Wen aber die Umstände nöthigen, eine Baumschule da zu haben, wo schon vorhin Bäume gezogen worden sind, der muß den Platz vier Spaten tief wenden, und dabey alte Gerberloh, Baumlaub, Holzerde und Teichschlamm (letztere beyde sind, bevor sie an freyer Luft gänzlich zerfault sind, zu scharf und treibend, man brauche sie daher nie zu frisch) vornehmlich aber Gassenkoth mit unter die Erde bringen, welche Düngungen weit besser hiezu dienen, als die hitzigen Düngungsarten oder der strohige Mist. Haben aber auf dem Platz der angelegten Baumschule vorhin keine Bäume gestanden, so darf, wie gesagt, nicht gedünget werden, als wodurch ein junger Baum nur verwöhnt wird, so daß er, wenn man ihn hernach,

nach

nach Gelegenheit, an einen magern Ort pflanzen will, sich, so zu sagen, zu todt hungert. Eine solche der Düngung nicht bedürfende neuangelegte Baumschule muß zu Ende Augusts tief umgegraben werden, solches kann auch später, darf aber nicht allzuspät geschehen, damit sich der Erdboden, vor der Legung der Kerne, gehörig setze. Weiter fragt sichs: was vor Kerne soll man aussäen, zahme oder wilde? Es wird sich hierauf nicht besser antworten lassen, als wenn man beyderley, folglich sowohl die in wildem Obst, als die in edlen Sorten liegenden Kerne, zu legen empfiehlt; denn da es unstreitig bleiben wird, daß manche edle Sorten den erhabensten Geschmack bekommen, wenn sie auf solche Stämmchen geimpfet werden, welche aus wilden Kernen erwuchsen, daß auch die auf dergleichen Stämmchen geimpften Bäume dauerhafter sind und älter werden als andere; so wird man wohl Stämmchen dieser Art nicht gänz entbehren können; da es aber hinwiederum unwidersprechlich ist, daß die aus zahmen Kernen gezogenen Stämmchen, wenn sie dereinst mit zahmen Sorten geimpft werden, sich weit früher zum Tragen bequemen, als jene, und ein weit schnelleres Wachsthum und zeitige Frucht zeigen; so wird wohl daraus der Vorzug des Legens zahmer Kerne klärlich erhellen, indem es doch jedem wichtig ist, aus seiner Baumschule bald Früchte zu haben. Wird hiebey vollends folgender wichtiger Vortheil beobachtet,

tet, so ist der Wuchs und frühe Tragbarkeit der aus zahmen Kernen gewachsenen und nachmals geimpften Bäumchen vollends ungemein; man sammle und säe nämlich die zahmen Kerne sortenweis, und notire sich mittelst genauer beygesteckter Zeichen und eines schriftlichen Verzeichnisses, die Reihen in der Baumschule accurat, in welche man diese oder jene edle Kernens-Sorte gesäet hat, kommt nun einst die Zeit, wo die hieraus erwachsenen Bäumchen geimpfet werden können, (als welches ihnen nöthig, weil sie ebenfalls, wie die aus wilden Kernen, ungeimpft meist nur saure Sorten bringen) so beimpfe man die verschiedenen Reihen der Baumschule, jede gerade mit derjenigen edlen Obstsorte, aus deren Kernen die Stämmchen entsprangen, z. B man legte Kernen aus der Butterbirn, hieraus erwuchsen Stämmchen, die impfe man mit Zweigen von der Butterbirn. Hier gesellt sich recht gleich und gleich, zur ungemeinen Beförderung des Wachsthums, welches oftmals sehr gehindert wird, wenn, wie man oftmals sehen muß, eine zahme Obstsorte, welche grobes weiches Holz hat, auf einen Wildling geimpft wird, dessen Holz fein und hart ist; wie übel sie sich in diesem Falle vertragen, kann man ihnen noch im Alter ansehen, indem der Stamm solcher Bäume über der Pfropfstelle dicker ist, als darunter, bey welcher Figur man wirklich lachen muß. Ist der hier angegebne Fall umgekehrt, daß nämlich der

Wild-

Wildling weich grob Holz, der Zweig der edlen Sorte aber hartes feines hat, so ist der Stamm noch im Alter über der Pfropfstelle auf einmal so dünn, als hätte man ihm von derselben an etwas abgemeißelt, dieses sieht nicht so lächerlich, als jener Fall, muß aber doch Wachsthum und Tragbarkeit, wenigstens die ersten vielen Jahre hindurch garstig aufhalten. Man mag nun wilde oder zahme Kerne legen wollen, so müssen dazu zuvor, auf dem umgegrabenen und nach Belieben abgetheilten Platze, Gräbchen (wie man sie zu den Gurkenkernen macht) gezogen werden, welche ein, höchstens zwey Fuß von einander abstehen. Im October, auch zur Noth später, jedoch bey etwas trockner Erde, werden die Kerne sortenweis also in die Gräbchen eingelegt, daß ein Kern Daumensbreit vom andern zu liegen komme; man hüte sich sehr hierbey keine Kerne haußen unbedeckt liegen zu lassen, weil sich darnach nur allzu leicht die Mäuse ziehen, und dann auch die in der Erde liegenden fressen; eben deshalben ziehe ich das beschriebene Legen der Kerne dem Aussäen derselben vor. Beym Einhacken des Saamens kommt leichtlich mancher Kern zu flach in die Erde zu liegen und wird nachmals gar blos, man müßte sie denn sehr tief einhacken, welches hinwiederum den Nachtheil haben dürfte, daß viele Kerne, besonders im schweren Boden, gar nicht hervorkeimen, folglich verderben. Das Legen in bemeldte Furchen bleibt

demnach das beste. Sollten sich im Herbst zu viele Mäuse zeigen, so ist selbst das Legen mißlich, man lege vielmehr (zur nämlichen Zeit, wo man sie stecken würde) die Kern schichtweis mit durchsiebten trocknem Sande in solche Gefäße, deren Böden durchlöchert sind und welche folglich, wenn man sie begießt, das Wasser unten ablaufen lassen. In diesen Gefäßen begieße man den Sand, damit er wohl an die Kerne schließe und dann ist weiter gar keine Pflege vonnöthen, als daß man das Sandgefäß mit den Kernen den ganzen Winter hindurch an einem Orte stehen lasse, der durchaus nicht warm noch dumpfig seyn darf, als wovon die Kerne vor der Zeit keimen, oder gar schimmeln dürften, leidet es das Gefäß, (bey sehr hartem Frost zerspringen manche) so können starke Fröste den Sand immerhin gefrieren machen, denen Kernen schadet solches nicht. Zu Ausgang Februars oder Anfang Märzes legt man hierauf die Kerne in die gezogenen Furchen mit sammt dem Sand, damit sie feucht und so zu sagen, ohne es zu fühlen, in eine andere Stelle kommen. Ich wiederhole es, daß man die gelegten Kerne nicht dicker mit Erde überlege, als bey den Gurkenkernen (welche beyläufig zu sagen von den meisten zu tief gelegt werden) geschieht. Bloß in sehr leichtem Boden, in welchem aller Saame etwas tiefer liegen muß, um Feuchtung zu haben, ist ein tieferes Legen rathsam. Man habe nun im Herbst, oder März,

seine Kernen gelegt, so ist im Frühling davor zu sorgen, daß sie fein gleich aufgehen und keine zurück bleiben, welches auch (wenn man sie nicht zu tief in die Erde gebracht hat, und zuweilen, bey großer Frühlings-Trockenheit, die Reihen gießet) nicht zu geschehen pflegt. Schwerer leimichter Boden bekommt im Frühling leicht eine dermaßen harte Kruste, daß dabey Gefahr ist, die Keime würden nicht hindurch brechen können, hierbey ist es gut vor dem Legen der Kerne die Oberfläche des Bodens mit etwas Sand gemengt zu haben, oder wenn solches nicht geschehen, und die harte Rinde schon vorhanden ist, etwas leichte Erde über den Boden wegzusieben, so daß er gerade davon bedecket wird, diese aufgesiebte Erde zieht, wenn einige Feuchtung dazu kommt, den Rust locker; auch hat man sich bey dergleichen Erdrinde sehr vorzusehen, daß man den Boden nicht, so lange ihn die Sonne bescheinen kann, begieße, als wodurch die Kruste immer fester wird.

Sind die Bäumchen aufgegangen, so haben sie in diesem ihrem ersten Jahr keiner mehrern Pflege nöthig, als daß man sie vom Unkraut rein halte, und die Erde zwischen ihnen, in den Reihen fleißig auflockere, besonders wenn Regen bevorstehet, der auf diese Art viel besser eindringen kann. An das Begießen muß man sie, nachdem sie aufgegangen sind, nicht gewöhnen, es müßte denn die Dürre allzugroß und der Boden leicht seyn.

Nach

Nach eben diesen Grundsätzen werden auch die Steine von Pflaumen, Kirschen, Pfirschen und Apricosen ꝛc. der Erde anvertraut. Man kann sie auch sehr füglich im Herbst schichtweis mit Sand in einen Topf legen; diesen oben zubinden, in die freye Erde vergraben, im halben März, wo sie aufschwellen, heraus langen, und an Ort und Stelle in eben solche Furchen legen, als ich oben beschrieben habe.

Um nun genau anzugeben, was in folgenden Jahren mit der Baumschule vorzunehmen sey, will ich es nach Jahren eintheilen, und dabey, Beyspiels halben, Stämmchen annehmen, die aus solchen Kernen gewachsen sind, welche im Herbst 1783. oder Frühling 84. gelegt wurden. Diese Bäumchen müssen im halben October 85. sämmtlich behutsam ausgehoben werden, damit ihnen die sogenannte Pfahlwurzel, welche gerade hinunter in die Tiefe zu wachsen pflegt, stark verstutzt werden könne, bevor sie allzu dick wird, denn diese ist vieler Bäume Tod, sie findet oft in der Tiefe bösen Grund, den sie nicht durchbrechen, folglich auch den Baum nicht mehr gehörig nähren kann, und ob sie wohl, meinem Erachten nach, in den ersten Lebensjahren eines jungen Baums ihm, damit er fest und stark werde, eben so nöthig ist, als die kleinen Seitenästchen dem Stamme, damit er in die Dicke wachse, dienen, so ist es doch um die angegebne Zeit schlechterdings nöthig, erwähnte Pfahlwurzel zu verstutzen,

tzen, damit aus ihr Seitenwurzeln treiben mögen, welche nicht so nach der untersten Tiefe zu treiben, sondern sich mehr in der Oberfläche zu verbreiten pflegen. Bey diesem Beschneiden der Pfahlwurzel müssen auch die Aestchen ein wenig verstutzt, und darauf die ganze Anzahl der vorhandenen ausgehobnen Stämmchen in drey Theile eingetheilt werden; zu dem ersten kommen die, welche am allerlustigsten gewachsen und die stärksten sind, in den zweyten Theil die mittelmäßigen, und in den dritten die dünnsten und schwächlichsten, welche nicht dicker, als ein grober Bindfaden sind. Hierauf wird sofort zum Einsetzen geschritten, (sollte man durch ein unvermuthetes Hinderniß davon abgehalten werden, so lege man wenigstens sämmtliche Bäumchen an einen schattichten Ort, und überwerfe die Wurzeln mit Erde, welche mittelst einiges Begießens an die Wurzeln anschießen, und solche dadurch frisch erhalten wird.) Vor dem Einsetzen muß der Platz dazu, bey gutem trocknen Wetter im September, drey oder vier Spaten tief gewendet (nicht blos umgegraben) worden seyn, worüber ich mich auf den ersten Abschnitt meiner Abhandlung beziehe. Es muß hierauf der Platz abgetheilt worden seyn, wobey (da die so verschiednen Arten der Obst-Stämmchen, die man in Baumschulen zieht, auch sehr verschiedne Art sich entweder neben einander zu vertragen, oder durch Drängen zu verderben haben) nicht jede Eintheilung die rich-

tige ist. Herr Pastor Pratje giebt uns davon folgende Figur:

Nord oder Mitternächtliche Gegend.

Leerer Platz zu allerhand sonstigen Geräth und Bedürfniß.

Welsche Nüsse, Haselnüsse,

Pflaumen	Pflaumen
Apfel	Birn
Apfel	Birn
Kirsch	Kirsch
Pfirsch	Apricos

Maulbeere.

Mispel.

Eingang in die Baumschule.

Je größer nun der Platz zu einer Baumschule ist, desto länger und breiter werden auch die, auf der Figur einer jeden Obstart eingeräumten Quartiere, in diesen Quartieren werden dann die Reihen, worein die Bäumchen kommen sollen, angelegt, sie brauchen nicht gleich weit von einander abzustehen, denn da, nach der oben angerathnen Eintheilung der jungen Bäumchen, man drey verschiedene Theile hat, so kommen vielmehr die vom ersten Theil als die stärksten, in Reihen, welche $2\frac{1}{2}$ Fuß ($1\frac{1}{2}$ Elle) von einander abstehen, in solche Reihen wird ein Bäumchen von dem andern $1\frac{1}{2}$ Fuß abstehend eingesetzt, näher dürfen sie einander nicht stehen. Die besten Stämmchen

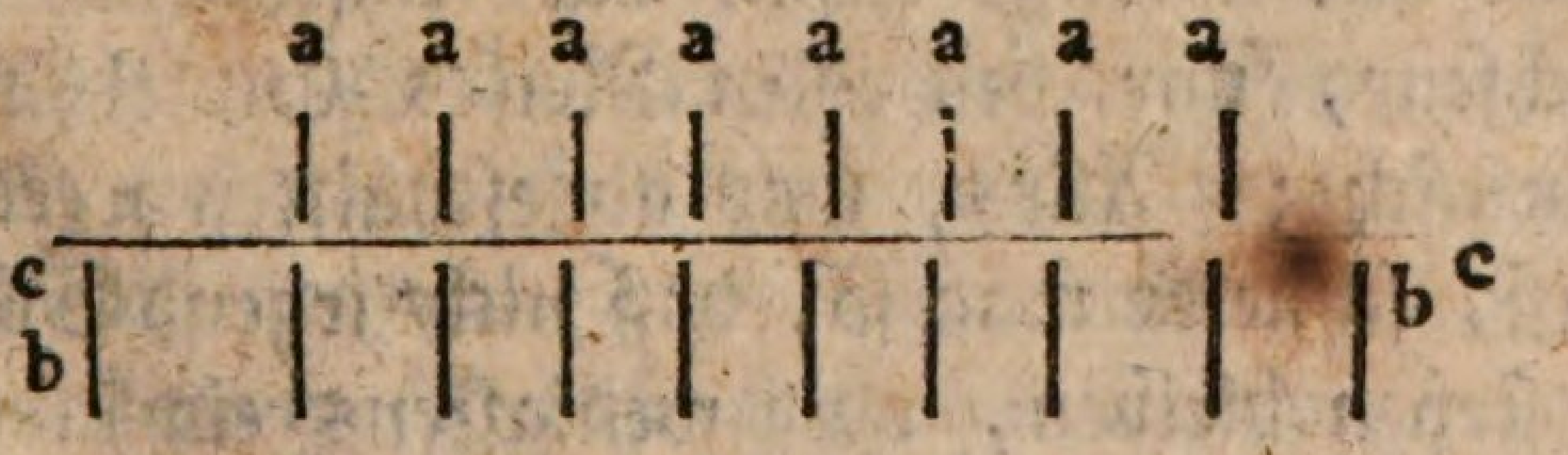
chen des zweyten Theils können eben also eingesetzt werden, die schwächern dieses nämlichen Theils aber können näher stehen, so daß die Reihen 2 Fuß, und in ihnen jedes Bäumchen vom andern 1 Fuß weit abstehen. Letztlich kommen die Schwächlinge oder der dritte Theil in Reihen, welche 2 Fuß aus einander sind, in diese Reihen aber kann man sie so nahe an einander setzen, daß es schon weit genug ist, wenn man zwischen zwey Stämmchen mit dem Stiel des Spatens (Grabscheit) ungehindert durch kann. Nach dieser Einpflanzung bleibt die Baumschule bis zum Sommer 1788. ohne uns, außer dem nöthigen Behacken und Jäten, besondre Arbeit zu verursachen, in gemeldtem Sommer aber können die größten sehr füglich oculirt werden, auch ist es nöthig im Herbst des nämlichen Jahres die obgedachten Schwächlinge aus ihrer gedrängen Pflanzung auszuheben, die besten unter ihnen, welche Daumens dick seyn müssen, in weitere Reihen und besser aus einander zu setzen, die kleinen dünnen aber gerade wieder so gedräng zu setzen, daß man zwischen zwey Stämmchen nur so eben mit dem Spatenstiel durch kann; diese letztern bleiben nach solcher Einsetzung bis zum Herbst 1791. stehen, und werden erst sodann weitläuftiger aus einander gepflanzt, wornächst sie ungemein dienlich sind, nach vorgängiger Beimpfung, Zwergbäume ans Spalier daraus zu ziehen, denn es ist eine Thorheit, welche man nachmals

sehr bereuen lernt, wenn man junge Stämmchen, die von Jugend auf frisch und frech wuchsen, zu Zwergbäumen bestimmt; wo hat man am Spalier den Platz, den ihr frecher Wuchs erfordert?

Hätte man erwähnte Stämmchen im Jahr 88. zu oculiren versäumt, so müssen sie im Jahr 89. in den Spalt gepfropft werden, wobey noch zu gedenken, daß sämmtliche Bäumchen in ihrer ganzen vorherigen Lebenszeit an den Seitenästchen und Zweigen nicht haben dürfen gekappt oder beschneidelt werden. Viele glauben, wenn sie einem jungen Schäfftchen immer die Nebenzweige wegputzen, dadurch zu bewerkstelligen, daß der Stamm fein glatt und gerade in die Höhe wachsen soll, allein es ist ein Vorurtheil; so lang ein Baum klein und schwach ist, sind ihm diese Seitenästchen durchaus nöthig, den Saft herbey zu ziehen, als durch dessen ungehinderten Zufluß allein gedeyhlicher Wuchs zu hoffen ist. Von dem ersten Lebensjahre eines Bäumchens an, darf also bis nach der Impfung nichts an ihm geschneidelt werden, das Stämmchen bleibt sonst schwach, und kann seine eigne Krone nicht tragen, welches ein erbärmliches Ansehen und wahre Krüppel giebt. Selbst bey dem Pfropfen sey man vorsichtig, nicht schlechterdings alle Nebenzweige (welche man oft mit dem verächtlichen Namen der Räuber, einfältigerweise, belegen hört) wegzuschneiden, denn ein sehr vollsaftiger Wildling kann unmöglich

allen

allen seinen Saft blos auf das einzige aufgesetz-te edle Reiß verwenden, sondern treibt darne-ben noch oft ein Seitensproß aus dem Schafft, man mache dergleichen ja nicht zu früh weg, son-dern erst alsdenn, wenn das aufgesetzte Reiß in vollem Triebe steht, zu welcher Zeit es sich im Stande befindet, den zugeführten vielen Saft allein aufzufassen. Um die Zeit der Ernd-te dieses 89sten Jahres hat man eine wichtige Arbeit an denen bepfropften Stämmchen vorzu-nehmen, nämlich die Pfropfreiser sind alsdenn hoch aufgeschossen und im schönsten Trieb, kom-men nun heftige Sturmwinde dazu, so werden die schweren Reiser leichtlich vom Winde so hart angefaßt, daß sie in der Stelle, wo man beym Pfropfe den Spalt machte, falsch oder gar her-ausgebrochen werden. Diesem harten Uebel abzuhelfen, ist gar leicht, man schlage nur an den beyden Enden einer bepfropften Baumreihe, auch (wenn die Reihe sehr lang ist) in der Mitte haltbare Pfähle ein, befestige an ihnen in die Quee-re längst der Baumreihe feste Latten, und an diese Latten binde man längsthin die jungen Triebe an.



a bedeutet die jungen Bäume und andere aufge-schossene Pfropfreiser, b die erwähnten Pfähle, und c die Queerlatte. Das Anheften der Bäum-

chen an die Latten darf nicht mit Weidenruthen, als welche einschneiden, sondern es muß mit nassen Strohseilgen geschehen, wobey ein Hauptvortheil dieser ist, daß man das Strohband also umlege, daß zwischen dem Baum und der Latte ein Kreuzschlag geschehe, folglich der Baum, wenn ihn der Wind treibt, sich nicht an der Latte reiben könne, wodurch häßliche Beschädigungen der Rinde und Brandflecken entstehen, vor welchen man sich (da sie sich mehrentheils immer tiefer einzufressen, und den Baum in seiner schönsten Jugend, wenigstens heimlich, krank zu machen pflegen) durch angezeigtes Darzwischenschlagen des Strohseils sorgfältig zu sichern hat. Dies waren die Verrichtungen in der Baumschule im Jahr 1789. Im darauf folgenden 90sten Jahr lasse man an denen Jahrs zuvor bepfropften alles, wie es ausschlägt, fortwachsen; sollten sogar unter der Pfropfstelle (folglich aus dem Wildling) Seitenzweige ausschlagen, so thue man auch diesen nichts, damit des Stammes Dicke zunehme; im Herbst aber desselbigen Jahres nehme man das Messer zur Hand und vertilge damit alles unschicklich gewachsene, nur des edlen Reises Gipfel stutze man nicht; Alles, was abgeschnitten werden muß, schneide man so, daß nicht irgend Sturzel stehen bleiben, oder wenigstens ein langer Schnabel, wie ein Rehfuß gestaltet, noch daran bleibt, glatt am Stamm muß alles weg, und wenn der Schnitt schon etwas stark war, klebe man

Baum-

Baumwachs drüber. Wie manchen jungen Baum habe ich durch Unterlassung dieser Vorschriften schon in seinen jungen Jahren voll eingefressenen dürren Holzes gesehen, da man doch ihn schön beschneidelt zu haben glaubte. Im Jahr 1791. thue man seinen beimpften und nun im schönsten Wuchs befindlichen Bäumchen die Güte, ihre Schäfte und dicksten Aeste um Pfingsten, alsobald wenn ein Regen gefallen, mittelst eines groben Lappens von allem Moos und Unreinigkeit zu scheuern; diese Reinigung der Baumrinde hat in der Bäume Gesundheit einen ungemeinen Einfluß. Wie manches Orangerie Bäumchen, welches ich aus dem Kern erzog, erhielt ich hauptsächlich dadurch so glücklich den Winter hindurch, daß ich ihm Stämmchen und Blätter fleißig, durch Hülfe eines feinen Pinsels, mit frischem Wasser wusch, und dadurch seine Ausdünstungsgefäße offen erhielt. — In diesem Jahr (1791.) werden die meisten dieser beimpften Bäume von der Erde an bis zur Krone drey Ellen messen; dies ist gerade die beste Schaftshöhe vor hochstämmige Bäume, manche (besonders solche, die es in der Art haben langsam zu wachsen, z. B. der Borstorfer-Apfel) werden noch etwas zurück seyn, diesen muß man noch ein Jahr Ruhe lassen, dahingegen erstere im Herbst auszuheben und weiters hin an Ort und Stelle zu verpflanzen, oder an andre zu verkaufen sind.

Noch muß ich eines Umstandes erwähnen: Es begegnet denen, welche sehr vieles Kern- und Steinobst aus dem Saamen erziehen, zuweilen, daß unter ihren aufgegangenen Wildlingen sich einige zeigen, welche nicht, wie gewöhnlich, stachliches Holz und kleine spitzige Blätter, sondern schönes glattes Holz mit dicken Trieben haben; diese lasse man, ohne sie mit edlen Sorten zu beimpfen, auf gut Glück stehen, sie geben oft neue noch nicht vorhandne Fruchtarten, woher wären auch sonst die vielen süßen Sorten, welche wir jetzt haben, entstanden, als aus dem Saamen, und gesetzt auch, man hätte sich betrogen, (wovon mir auch Beyspiele vorgekommen sind) gesetzt ein sich vortrefflich anlassender Wildling brächte nachmals herbe Frucht, so ist ja auch dieses wilde Obst in der Haushaltung zur Speisung des Gesindes und zur Viehmast von vortrefflichem Nutzen, und deswegen sehr würdig an Feldwegen und Gräben häufig gezogen zu werden.

Bey der Legung der Steine habe ich noch folgenden Vortheil, welcher überaus wichtig ist, nachzuholen. Man geht nämlich, damit die gelegten Steine auch gewiß nicht zurückbleiben, am allersichersten, woferne man die Steine gleich naß, wie sie aus der Frucht kommen, ins Land einlegt, viele rathen daher lieber gleich die ganze Frucht etwas anfaulen zu lassen, und sodann ins Land (oder oberwähnten Topf) ohne

den

den Stein erst heraus zu nehmen, einzulegen, und gewiß (meine eignen Erfahrungen haben mich darüber genugsam belehret) wenn man es also macht, so wird nicht leicht ein Stein zurück bleiben, da im Gegentheil die, welche, nachdem man sie aus der Frucht nahm, noch an der Luft frey liegen und austrocknen mußten, entweder gar nicht, oder um ein Jahr später hervor stechen werden.

So viel versteht sich von selbst, daß diejenigen, welche die Baumschule fortwährend unterhalten wollen, mit alljähriger Legung der Kerne und Steine und Wartung der aufgegangenen Bäumchen nach angegebenen Regeln, (wobey nur die Jahrszahlen fortzuführen) immer fortzufahren, jedoch dabey wohl zu beobachten haben, daß in den Reihen mit der Baumart umgewechselt, und z. B. da Aepfel erzogen werden, wo vorhin Birnen wuchsen, nach denen Aepfeln wieder eine andere Art und dieses also fort, bis nach und nach auf jedem Quartier alle in Baumschulen gewöhnliche Baumarten gewachsen sind. Ist man auf diese Weise mit allen Baumarten durch, so hat man von seiner Baumschule weiter nichts zu fordern, sondern muß diesen Platz aufgeben, und einen ganz neuen erwählen; man müßte denn den alten durch oben angeführtes Wenden und Düngen wieder zubereiten; wiewohl mir derjenige Baum doch immer lieber ist, dessen Wurzeln, so lange

er in der Baumschule stand, niemals einige Düngung zu fühlen bekamen. Ein gewendeter Platz, der niemals zuvor (seit man denken kann) Bäume trug und ein gehörig fruchtbares Erdreich hat, giebt die gesundesten Stämmchen.

Manche haben noch einen andern Weg zu jungen Wildlingen, von Birnen und Aepfeln, zu gelangen, sie holen nämlich die in den Wäldern aufwachsenden Holzäpfel- und Holzbirn-Stämmchen heraus, versetzen sie in die Baumschulen, und beimpfen sie nachmals. Diese Art gefällt mir keinesweges, denn diese elenden Stämmchen, welche in den Holzungen gedrang standen, und daselbst in einer dumpfigen Lage langsam gewachsen sind, können sich, wenn sie an einen freyen Ort kommen, oftmals nicht darein finden, und sind einem häßlichen Zufall leichtlich unterworfen, daß nämlich die Rinde ihrer Schäffte schwarz und brandig wird. Dieses Uebel ist oft unheilbar, besonders wenn der Baum gerade versetzt worden ist, als in welchem Fall ihm die Rinde und deren Gesundheit, den Saft dieses neuen Platzes an sich zu ziehen, so sehr nöthig ist; das einzige Hülfsmittel gegen diesen Fehler der Schale ist, daß man dieselbe, so weit sie brandig ist, mit einem Messer herunter schabe, wobey jedoch das darunter liegende gesunde Holz ja nicht zu beschädigen. Hierauf legt man über die abgekratzten Schafts-

stellen

stellen ein Gemengsel von halb Kühmist (ohne Stroh) halb Lehmerde, über welches weg ein Lappen ꝛc. doch nicht zu feste zu binden. Dieses Mittel kann dem Baum eine frische Rinde verschaffen.

Daß man über die verschiednen Sorten des Obsts, welche man in die Baumschule geimpft hat, schriftliche Verzeichnisse führen müsse, in welchen die Nummern mit denen gleichfalls durch Pfähle numerirten Baumreihen übereintreffen, ist der Ordnung wegen unumgänglich nöthig.

Dritter Abschnitt.

Von Veredlung der wilden Stämmchen.

Zu dem Pfropfen in den Spalt geschieht die Vorbereitung dadurch, daß man bey gelinder Witterung im Februar die Pfropfreiser bricht, und sie sogleich an einen Ort, wohin die Sonne nicht scheint, oder noch besser an einen Ort, wohin sie erst gegen Abend hinkommt, fast bis an die Spitzen, ins freye Land einschlägt, doch so, daß die Erde, welche man an die Reiser geschüttet, wohl an sie anschließe, und dieselben folglich nicht hohl liegen, als wodurch sie austrocknen würden. Sollte man zu dieser Zeit vor Frost nicht in die Erde können,

(wiewohl es, wie gesagt, besser ist, das Reiserbrechen bey gelindem Wetter wo folglich auch die Erde aufthaut, vorzunehmen) so stecke man die Reiser auf so lang, bis die Erde aufgeht, in den Keller im feuchten Sand, und dann noch heraus ins Land. Beym Abbrechen der Reiser muß man dahin sehen, daß sie nicht älter als vom Trieb des nächstvorherigen Jahrs, von gesunden, guttragenden Bäumen, und weder Frucht- noch Wasseräste sind. Die Wasseräste kann man durch nichts besser, als durch die Augen erkennen, welche an ihnen sehr weit aus einander stehen, die Fruchtäste erkennt man an den dicken Trieben und geschwollnen Knospen, wie auch am ringlichen, knorzigen Holz. Würde man Wasseräste beym Pfropfen gebrauchen, so würde der damit beimpfte Baum, bevor er sich zum Tragen bequemte, allzu frech und wild wachsen, nähme man aber Fruchtreiser, so würden daraus die elendesten Krüppel werden, denn ein junger Baum, der gesund und stark werden soll, muß in seinen Jünglingsjahren gar durchaus noch nicht ans Tragen denken, sondern bloßes Holz treiben. Daß die Pfropfreiser innerlich keine schwarzen Streifchen, noch auch schwarzes Mark haben dürfen, ist von selbst klar. Anbey ists recht wohl gethan, wenn man zu Stämmen, welche hochstämmig werden sollten, solche Pfropfreiser bricht, welche gerade in die Höhe ungehindert aufgeschossen waren, hingegen zu Stämmen,

welche

welche Zwergbäume werden sollen, solche Reiser, welche mit einer schiefen Richtung aus andern hervorgewachsen sind, denn ein solches Reiß wächst forthin minder frech, als ein gerade aufgeschoßnes, und frecher Wuchs ist bey Zwergbäumen allezeit sehr hinderlich. Hat man die Pfropfreiser von fremden Orten her empfangen, wodurch sie etwas eingeschrumpft, so setze man sie erst an einem kühlen Orte vier und zwanzig Stunden lang ins frische Wasser, und verscharre sie hierauf ins Land. Ja wenn man z. B. gerade Gelegenheit hat, im Nachsommer rare Obstbäume zu sehen, deren Sorte man gern, im darauf folgenden Frühling zu Haus auf seine Wildlinge bringen möchte, so breche man, selbst zu dieser sonst ungelegenen Zeit Zweige von ihnen, thue sie in feuchte Umschläge, und schlage sie, wenn man nach Haus ist, ins Erdreich an eine schattigte Stelle ein, wobey die Erde ein wenig an sie durch gelindes Begießen geführt werden muß; hier bleiben sie bis zur Pfropfzeit, und werden sodann, wie die zur rechten Zeit gebrochenen Pfropfreiser aufgesetzt. Wer unter den Bäumen, die er bepfropfen will, solche Stämme hat, welche, ihrer Dicke wegen, schon im vorigen Jahr gepfropft hätten werden sollen, der breche die Reiser darzu dergestalt, daß deren unterstes Ende (aus welchem beym Pfropfen der sogenannte Keil, der in den Spalt zu stehen kommt, geschnitten wird) nicht, wie sonst erforderlich, vom Triebe des nächst-

vorherigen Jahres, sondern von zweyjährigen, und also dickern, Holze sey, denn ein starker Stamm steht mit einem dünnen Pfropfreise in keinem vernünftigen Verhältniß, und das schwache Reiß steht in dem dicken Stamm und dessen Spalt dermaßen eingeklemmt, daß der Wuchs leichtlich ins Stecken kommt, welches bey einem starken Pfropfreis nicht zu besorgen. Wer Pfropfreiser an fremde Orte versendet, der muß ihr unterstes offnes Ende in feuchten Lehm drücken, und sowohl über diesen, als über die ganzen heraussstehenden Reiser feuchtes Moos schlagen, worauf sie der, welcher sie empfängt, heraus nehmen und ins Land schlagen muß. — Nun nichts mehr von den Reisern, sondern zum Pfropfen selbst. Den Handgriff lasse man sich zeigen, viele zeigen ihn aber falsch, daher folgen hier die wichtigsten Regeln. Der Wildling muß, wenn er gerade die erforderliche Stärke hat, einer Handbreit hoch über der Erde weggesäget werden, wäre er aber schon sehr stark, so läßt man ihn klüglich länger. Was die Säge rauh gemacht hat, muß mit dem Messer vollkommen glatt und ganz eben geschnitten werden, auch darf beym Durchsägen von dem stehen bleibenden Stamm die Rinde nicht beschädigt werden, welche sich leicht vom Holz los giebt, wofern man, wenn man mit der Säge fast hindurch ist, unterläßt von der andern Seite her mit dem Messer durch die Rinde auf die Säge los einen Gegenschnitt zu thun.

thun. Der Spalt darf nicht zu kurz, noch weniger aber innerlich ungleich und splittrich seyn. Diejenige Seite des gespaltnen Wildlings, auf welche das Pfropfreis gesetzt werden soll, muß am füglichsten die Abendseite seyn, (als von welcher insgemein die stärksten Stürme kommen, die jedoch auf diese Weise die Reiser nicht zu hart anfallen können.) Ihr gegen über, und folglich auf der Morgenseite des abgesägten Wildlings, schneidet man etwas gar weniges schräg herauf durch Rinde und Holz, welcher etwas geschrägte Rehfußschnitt, nach der Meynung verschiedener, zum frühern Verwachsen des Spaltes dienet; den Zuschnitt des Reises belangend, so muß der Keil eine gehörige dem Spalt angemessene Länge haben, man muß ihn auch nicht zu dünn schneiden, indem blos am untersten Ende des Keils, nicht aber höher hinauf, nach dem Aufsatze zu, das Messer bis zu des Keils Mark dringen darf. Der Keil muß zwar an derjenigen Seite, welche in den Spalt zu stehen kommt, dünner als an der andern (welche heraus und mit des Wildlings äussern Rinde in Eine Gleiche steht) geschnitten, doch aber noch vollkommen so dick gelassen seyn, daß seine äussere braune Rinde, ohne sich abzulösen, sitzen bleibt, denn diese hilft den zum Anwachsen so nöthigen Saft herrlich beyziehen, und es ist daher ein Unverstand, wenn man sie, wie einige pflegen, mit Fleiß wegmacht. Man muß das Reiß nicht zu lang, noch

noch weniger zu kurz stutzen, fünf Augen über dem Keil ist die rechte Länge. Beym Einschieben des Reißes in den Spalt sehe man dahin, daß die äußere Rinde desselben mit der gleichfalls äußern Schale des Wildlings in Eine Gleiche komme, so daß es von aussen kaum zu sehen sey, daß man etwas eingeschoben. Bey Aepfeln und Birnen aber mache man hiervon eine Ausnahme, und ziehe, weil des Wildlings Rinde um ein allzu beträchtliches dicker ist, als des Reißes Schale, letzteres ein klein wenig tiefer hineinwärts in den Spalt, auf welche Art beyde Rinden an einander passen. Viele Reiser auf einmal zuzuschneiden, und sie, bis man sie alle nach einander aufgesetzet hat, ins frische Wasser zu stellen, damit der zugeschnittene Keil nicht austrockne, tauget nichts, es muß vielmehr das Reis alsobald, und ohne die geringste Verzögerung nach dem Zuschnitt in den Wildling eingesetzet werden. Nach der Einsetzung des Reises pflege ich ein Stückchen weich Druckpapier über den Spalt zu legen, damit von der oben drüber kommenden Verklebung mit Baumwachs, Lehm oder dergleichen, nichts in den Spalt dringe, als dessen Zuwachsen durch Dazwischenkommen fremder Materie gehemmt wird. Ueber erwähntes Papier kommt zuletzt der nasse und mit Gerstenspreu und Rothgerberhaaren durchknetete Lehm, welcher hinwiederum mit einer Bedeckung eines Stücks grober Leinwand verbunden wird, ohne welche der Regen

gen

gen den Lehm abwaschen würde. Kürzer, und dennoch vollkommen gut, kann man den Spalt auf folgende Weise verwahren: Nehmt Wachs, Terpentin, Harz, ungesalzene Butter, Schaftalg und Baumöl, von jedem ein Viertel Pfund, schmelzt es in einem Kessel unter einander, (wobey man sich hüten muß, daß durch Anbrennung des Terpentins keine Feuersgefahr entstehe) gießt es vom Bodensatz ab, und laßt es kalt werden, befindet man es alsdenn zu dick, so muß es mit Baumöl, ists aber zu dünn, mit Harz umgeschmolzen werden; dann breitet man einen Bogen von ziemlichem starken Schreibpapier aus, und überstreicht ihn mit erwähnter Salbe ganz und gar, jedoch nur ganz dünn, diesen bestrichnen Bogen zerschneidet man der Länge nach, in acht gleiche Streifen, und jeden Streif hinwiederum in sechs gleiche Vierecke; auf diese Weise bekommt man aus Einem Bogen acht und vierzig Pflaster; ein jedes von diesen schneidet man mit der Scheere von der einen Ecke bis in die Mitte ein, legt sie sodann über einander (doch so, daß sich nicht alle Ecken berühren, als wodurch man sie nicht gut wieder aus einander nehmen könnte) und hebt sie zum Gebrauch auf, bey welchem sie also angebracht werden, daß man über jeden bepfropften Wildling ein Pflaster von der schräg geschnittenen Seite desselben her aufdrücket, so daß die durch den ins Pflaster gemachten Schnitt vorhandenen zwey Lappen des Pfla-

sters über den Keil auf der andern Seite von aussen zusammen schlagen; hierauf bindet man noch etwas Bast oder aufgedröselten Bindfaden, um das angebrachte Pflaster, doch ja nicht zu fest, so ist die Verwahrung geschehen. Eine andere vortreffliche Verwahrungsart geschiehet also: Nehmt Pech, Harz und Schaftalg, von jedem gleich viel, legt es am Abend der vollbrachten Pfropfung in ein (kupfernes) Gefäß, schmelzt es über Kohlen unter einander, tunkt mit einem Hölzchen hinein, und streichet es damit über den abgesägten und gespaltnen Wildling, denn indem man es von den Kohlen abhebt, und an die beimpften trägt erkaltet es gleich dermaßen, daß es die Bäume keinesweges brennt, man vielmehr in Einem weg ganze Reihen bepfropfter Stämmchen damit verkleben kann. Diese Verwahrungsarten der beym Pfropfen dem Baum gemachten harten Wunde sind sehr wichtig, denn wenn die Luft nicht durch gute Verklebung abgehalten, und sowohl ihr, als dem Regen aller Zugang versperrt wird, so wird man niemalen erleben, daß eine Pfropfung anschlägt.

Wenn man Quitten pfropft, so häufle man die Erde, so hoch als der Wildling beym Absägen gelassen worden ist, an ihn heran, denn bey der manchmal noch auf das Pfropfen erfolgenden harten Winterwitterung laufen die Quittenstämme Gefahr zu erfrieren worgegen sie aber die angehäufte Erde sichert.

Bey

Bey Frost- und Regenwetter muß man nicht pfropfen, auch habe ichs, im Kleinen sehr gut befunden, bey der zuweilen überaus scharfen austrocknenden Frühlingsluft die aufgesetzten und noch nicht ausgeschlagenen Reiser um Mittag mit frischem Wasser zu besprengen oder zu pinseln, damit ihre Rinde, welche aus dem Wildling noch wenig Zugang hat, nicht unterdessen schon vertrockne. Nur lasse man niemalen solche Befeuchtungen durch den Verband hindurch zu dem Spalte eindringen.

Belangend die Zeit des Pfropfens in den Spalt, so ists am besten, mit den Kirschen schon in der zweyten Hälfte des Februars anzufangen, denn daß diese am liebsten anschlagen, wenn die Wildlinge noch nicht viel Saft haben, sieht man daraus: Wenn man heute einen Kirschstamm aus der Erde hebt und an einen andern Platz versetzt, zugleich aber noch in der nämlichen Stunde in den Spalt pfropfet, so schlägt es, so zu sagen, ganz ohnfehlbar an; man pfropfe dagegen einen schon sehr vollsaftigen Kirschstamm, so wird er mehrentheils zu Grunde gehen. Apricosen können zwar (wie ich aus eigner Erfahrung weiß) gepfropft werden, allein es schlägt nicht einem jeden an, man oculirt sie dahero sicherer, wer sie aber pfropfen wollte, der muß sie mit den Kirschen zu gleicher Zeit nehmen, indem alles Steinobst am frühsten vollsaftig wird, und alles Pfropfen

pfen vollsaftiger Stämme (in den Spalt) wider die Natur ist. Nach dem Steinobst pfropft man Birnen zu Anfang des Märzes, und beschließt endlich mit den Aepfeln, Pflaumen werden zugleich mit den Kirschen und Quitten mit den Aepfeln aufgesetzt. Am aller naturgemäßesten, glaub' ich, würden wir handeln, wenn wir jede Baumart nicht früher bepfropften, als in denjenigen Frühlingstagen, in welchen man offenbar gewiß ist, daß die vor uns stehenden ältern Bäume der nämlichen Baumart nunmehro gewißlich ausschlagen und grün werden wollen. So lange es diesen zum Ausschlagen annoch zu kalt ist, so lange muß es noch viel eher denen jungen Stämmchen ebenfalls zu kalt seyn, als welche noch überdies durch die Bepfropfung verwundet, folglich in so fern schwächlicher und empfindlicher gemacht werden. Fröste, die nach der Bepfropfung einbrechen, schaden offenbar dem Anschlagen und Fortkommen der Pfropfung: und würde es darüber auch etwas spät im Frühjahr, so ists doch besser spät und sicher, als voreilig mit Schaden; zudem soll es ja recht sehr gut angehen, sogar im Sommer zu pfropfen. — Noch erinnere, daß Manche sogar ihre noch sehr dünnen Wildlinge in den Spalt pfropfen. Da diese zu dünn sind, als daß ihr Spalt das Pfropfreis sattsam klemmen und fest halten könnte, so nehmen sie ein Copulirband und winden es so fest um, daß der

Wild-

Wildling oben zusammengezogen wird, welches dem Reise die Befestigung giebt.

Das Pfropfen in die Rinde ist von dem Spaltpfropfen sehr unterschieden, und wird nur bey solchen Stämmen angebracht, welche schon zu groß und dick sind, um in den Spalt gepfropft zu werden. Es verunglückt leicht, und geht auch blos bey Birnen und Aepfeln an, daher es dem Spaltpfropfen nachstehen muß. Der Handgriff wird am besten durch eignen Augenschein begriffen, einige Vortheile dabey aber sind folgende: Man läßt des Wildlings Krone entweder stehen, oder sägt sie ab. Im ersten Fall werden die Aeste abgesägt und beimpft, im zweyten der Stamm selbst. Auf einen Stamm oder Ast von der Dicke einer Viertel Elle im Durchschnitt gehört sichs drey Reiser, jedes vier Augen lang, zu setzen, auf einen Armsdicken kommen zwey Reiser von drey Augen. Pfropft man die Aeste in die Rinde, so nehme man sie nicht alle in Einem Jahr, sondern impfe heuer nur zwey davon, Jahrs drauf zwey andre, bis daß sie sämmtlich durch sind; und selbst denen wenigen nehme man, indem man sie impfet, nicht alle unterhalb des Orts der Impfung ausgetriebnen Zweiglein, denn es ist unmöglich, daß ein schon so großer Stamm die Menge seines Safts in das Paar aufgesetzter Reiserchen ergießen und darinnen unterbringen könnte, vielmehr muß er etwas davon, und zwar das meiste, an

die schon vor der Impfung gehabten Aeste wenden: sind aber die aufgesetzten edlen Reiser schon angeschlagen und im vollen Triebe, dann nehme man nach und nach das, was hinter ihnen aufgeschossen ist, hinweg. Einige rathen, man solle die Stämme oder Aeste, welche man in die Rinde pfropfen will, schon dazu im Februar abstutzen, indem man deren Gipfel herunter sägt: die hinterwärts stehenden Zugäste aber müssen, wie gesagt, vor und nach dem Impfen stehen bleiben, bis die aufgesetzten edlen Reiser groß sind. Die äußere Rinde des Keils am Pfropfreiß muß zwar ein wenig bis aufs grüne abgeschärft werden, aber nur an ihren beyden Seitenrändern, denn in der Mitte, wo beym Einsetzen die zwey Flügel der gespaltnen Wildlingsrinde über den Keil weg an einander treffen wollen, muß der Keil, weil ihn die Flügel nicht überdecken, auch noch die braune äußere Rinde haben. Das Verbinden nach dem Einsetzen der Reiser muß mit weichen Weiden gehörig angestellt werden, auf daß weder Luft hinein dringe, noch auch Sturm oder andrer Anstoß das Reiß herab werfe. Zuletzt muß eine Bedeckung von Leym und Leinwand drüber kommen. Die beste Zeit zum Pfropfen in die Rinde ist der Ausgang Aprils.

Hier muß ich noch eine Warnung anbringen, welche von ungemeiner Wichtigkeit, gleichwohl aber insgemein verachläßigt ist. Ist nämlich

lich ein, entweder in den Spalt, oder in die Rinde vorgenommenes Pfropfen angeschlagen, so übereile man sich doch ja nicht mit Wegnehmung des Verbands oder Pflasters, denn wenn man solches, bevor der Spalt und die ganze Wunde gänzlich zugeheilet, wegmacht, so wird das noch nicht mit Rinde überlaufene Holz in der Wunde durch Luft und Nässe in kurzem schwarz und dürre, welche Dürre sich immer tiefer einfrißt, und wenn auch nachmals das Bäumchen so gesund wäre, dies dürre Holz mit gesunder Rinde zu überwachsen, so ist doch dadurch der Schade nicht gehoben, sondern blos versteckt, dürres Holz bleibt dürr, wenn es auch rings um sich her grünes saftiges hätte, daher geschieht es denn eben, daß ein oftmals schon großer guttragender Baum zu einer Zeit, wo man sich seiner am meisten freuet, an der Stelle seines Schafts, wo man ihn ehmals pfropfte, ohne alle vorgängige äußerliche Verletzung an der Rinde aufbricht, und dahinter eine Menge dürren Holzes zeigt, über welche man erstaunen muß. Viele können sodann nicht begreifen, wie ein Baum von heiler Haut so krank werden, und auf einmal einen solchen Anblick darstellen kann; allein er hätte eben keine heile Haut, sondern das durch Verwahrlosung beym Pfropfen entstandene dürre Holz, hatte sich unvermerkt immer tiefer, wie ein Krebsschaden, eingefressen, und bey zunehmenden Alter des Baums also um sich gegriffen.

Hierüber habe ich die häufigsten Erfahrungen gehabt, und kann jeden, dem ein gesunder Baum lieb ist, nicht genugsam warnen, eine jede beträchtliche Wunde eines Baums (wie vielmehr also die harte Pfropfwunde!) nicht kürzere Zeit unter einem, Luft und Nässe abhaltenden, Pflaster zu halten, bis nichts mehr von einer Verwundung zu sehen ist.

Das **Oculiren** nimmt man entweder an Stämmen vor, welche schon groß sind, oder an solchen, die die Stärke eines Fingers haben. Letzteres ist das gewöhnlichste, ersteres aber auch sehr gut anzuwenden, wenn man entweder bessere Art, als schon auf dem Baum ist, darauf bringen, oder auch sich zur Lust einen Stamm anziehen will, der zu gleicher Zeit mehrerley Baumfruchtarten auf seinen verschiednen Zweigen trägt. Bey diesem Oculiren starker Stämme setzt man die edlen Augen nicht in den Schafft, sondern in die vorzüglichsten Aeste, da hingegen bey dem Aeuglen Fingers dicker Bäumchen, in das Schäfftchen oculirt wird, so daß das edle Auge einer Handbreit hoch über der Erde ins Stämmchen zu stehen kommt. Hat man die guten Obstsorten, von welchen man seine Wildlinge oculiren will, in der Nähe, so schneidet man die Oculirreiser nicht eher ab, als in der Stunde, wo man oculiren will, soll man sie aber aus der Fremde erhalten, so veranstalte man, daß sie mit den untersten Enden

den in einen angebohrten Apfel oder Gurke gesteckt, an der Hälfte eines jeden Blatts gekürzt, und oberhalb mit feuchtem Moos umwunden, sodann aber in einer Schachtel oder sonstigen schattigen Verdeckung fortgeschaft werden. Sobald man sie empfängt, stellt man sie auf vier und zwanzig Stunden ins frische Wasser, und gebraucht sie sodann. Es werden die Oculir-Reiser am besten früh oder Abends, wo sie den meisten Saft haben, nicht aber bey währender Tageshitze abgeschnitten, und ihnen alsbald von jedem Blatt die Hälfte weggenommen; die andre Hälfte muß unverletzt daran bleiben, damit man daran das Auge bequem anfassen und einschieben könne, auch hat dieses gelassene Blatt Hälfte wohl noch den Vortheil, daß sie nach dem Einsetzen dem Auge einigen Saft aus dem Wildling herbey zieht. Daß die Oculir-Reiser weder Frucht- noch Wasseräſtchen seyn dürfen, ist aus den oben beym Pfropfen hierüber angegebnen Gründen klar. Viele pflegen, bevor sie oculiren, die jungen Wildlinge erst an den Zweigen zu verstutzen, welches aber grundfalsch, denn in einem solchen verkürzten Stämmchen tritt sogleich der Saft in etwas zurück, folglich lößt beym Oculiren die Rinde nicht, und der Saft tritt nicht ans Auge. Eben so grundfalsch ist es, das ausgehobene gute Auge vor dem Einsetzen erst ins Wasser zu legen oder es im Munde zu benetzen. Fremde Nässe kann es nicht vertragen, daher auch diejenigen

Augen, welche man bey währendem Regen einsetzen würde, leichtlich gänzlich außen bleiben werden; man wähle sich zum Oculiren schöne warme Abende, an welchen kein Regen zu besorgen. Währender Hitze des Tages zu oculiren, ist nicht vernünftig, denn die Rinde lößt nicht so gut, als sie am kühlen Abend lößt. Wer ganze Reihen Wildlinge zu oculiren hat, der setze die Augen also ein, daß sie nicht nach dem zwischen den Reihen geführten Wege, sondern jedes Wildlings eingesetztes Auge nach seinem nächsten Nachbar zu, stehe, außerdem würden einst die durchs oculiren ausgetriebenen Reiser nach dem Wege zu wachsen, so daß man im Vorbeygehen an sie stoßen müßte. Wenn nach zehn bis vierzehn Tagen (wornach der Baumsaft durch Wärme und Nässe gerade im Gange ist) die am Auge gelassene Blattes Hälfte mit ihrem Stiel dürre wird und abfällt, das Auge selbst aber frisch aussieht, so ist die Sache angeschlagen, und muß sodann nur alsobald der beym Oculiren umgelegte Verband von Bast oder aufgedröselten Bindfaden aufgelößt, und viel lockrer umgebunden werden, denn als man ihn vor vierzehn Tagen beym Einsetzen des Augs umlegte, mußte er fest (doch auch nicht schnürend) und wohl anschließend angebracht werden, so daß man von dem gemachten Schnitt gar nichts sehen, folglich auch weder Luft noch Nässe darein schlagen konnte; alsdenn aber, wo das Auge schon halb angewachsen, muß

ganz leicht gebunden werden, damit der Saft frey heran treten, und alles überlaufen könne. Man vermeide sorgfältig bey dem, zum Einsetzen des Augs, in den Wildling gemachten Schnitt zu tief durch die Rinde und gar ins Holz zu schneiden. Wenn im Frühling des folgenden Jahres die eingesetzten edlen Augen ausschlagen wollen, welches im April geschieht, so schneide man den Wildling hart über dem Auge so genau herunter, daß des gemachten schrägen Abschnitts Spitze des edlen Auges Spitze beynahe berührt; hierauf muß Baumwachs oder Pfropfpech über diese Wunde, bis daß sie gänzlich zugeheilet, kommen. Einige stutzen den Wildling über dem Auge erst Daumensbreit, und nachmals vollends bis herab aufs Auge, allein dies heißt dem Baum doppelte Mühe machen, und ist verwerflich. Die beste Zeit zum Oculiren ist der Monat August vom Anfang bis zu Ende, wobey man mit dem Steinobst anfängt und mit dem Kernobst beschließt. Noch ist zu merken, daß es am besten gethan sey, ein z. B. im Jahr 1780. oculirtes Stämmchen im Herbst des darauf folgenden (1781sten) Jahres an diejenige Stelle, auf welcher es bleiben soll, ohne seine Zweige zu verstutzen, einzupflanzen, und darauf im Frühling 1782. (wenn es ein Zwergbaum werden soll) zu verschneiden.

Das Copuliren ist nicht aller Orten bekannt, und ob man es wohl beym Spaltpfropfen und Oculiren entbehren kann, so ist es doch auch eine sehr gute Sache. Aus der Beschreibung, die ich davon geben könnte, dürfte der Handgriff, auf welchen hier alles ankommt, nicht wohl begreiflich seyn, daher ich mich begnüge, Vortheile bey dieser Veredlungsart zu sammlen. Entweder man copulirt einen Wildling in die Krone (auf jeden Zweig) oder an dem Stämmchen. In beyden Fällen kann nur solches Wildlingsholz copulirt werden, welches im allernächst vorherigen Jahre wuchs, und man gemeiniglich Sommerlatten nennt. Zweyjähriges Holz nimmt die Copulation schon nicht mehr an. Das edle Reis, (welches Rehfußmäßig zugestutzt und auf den gleichfalls also geschnittnen Wildling oder Zweig gepaßt wird) muß ebenfalls eine Sommerlatte, und keinesweges ein Fruchtreis seyn; man läßt ihm drey oder vier Augen. Bey Fingersdicken Reisern (folglich auch Wildlingen) muß der Rehfußschnitt so lang seyn, als ein Daumen breit ist, bey stärkern noch länger. Ein Wildling, der nur so dick als eine Schreibfeder ist, kann copulirt werden; oben auf des edlen Reises abgestutzte Spitze wird Baumwachs geklebt. Das Band zum Verbinden (auf dessen geschicktem Anlegen sehr vieles beruht) muß drey Viertel Ellen lang seyn. Ist es angeschlagen und die Augen des Reises wollen austreiben, so

schneide

schneide man durch des Bandes Knoten, so öffnet es sich nach und nach. Die Zeit zum Copuliren ist vom halben März bis zum halben April. — Mehrere Arten der Veredlungen und Pfropfkünste, nebst Abbildungen von ihnen durch Kupferstich, findet man in meiner herausgegebenen monatlichen Anleitung ꝛc.

Vierter Abschnitt.

Von der Verpflanzung der Bäume.

Obwohl eigentlich ein Baum am sichersten und besten in seiner Jugendzeit (und zwar gepfropfte, nach der zu Ende des zweyten, oculirte Stämmchen aber nach der zum Beschluß des dritten Abschnitts gegebnen Lehre) zu versetzen ist; so geht es doch bey gehörig klugem Verfahren auch recht füglich an, Stämme zu versetzen, welche schon stark und alt sind. Wären sie sogar so dick, als eines starken Mannes Schenkel, so ist noch Hoffnung zu glücklicher Umsetzung, man beobachte nur die im gegenwärtigen Abschnitt gesammelten Regeln.

Da aber doch das Versetzen solcher Bäume nur Ausnahme von der Regel ist, so bleibe ich auch hier zunächst bey jungen Bäumen stehen. Wer von neuem einen Baumgarten an-

legen will, der hüte sich, besonders wenn er in magern Boden pflanzt, die jungen darzu gehörigen Bäume aus solchen Baumschulen zu nehmen, welche durch Düngungen fettes Erdreich haben; denn dergleichen Bäumchen sind verwöhnt und gedeyhen selten. Kirschen und welsche Nußbäume pflanze man nicht unter andere Fruchtarten, sondern auf besondere von andern abgesonderte Plätze, deren Boden schlecht seyn kann, wenn man nur denselben einigermaßen durch Bearbeitung locker gemacht hat. Aepfel, Birnen und Pflaumen können beysammen stehen, doch ist dabey noch folgender Hauptvortheil anzuwenden; da nämlich die Pflaumenbäume nicht allzu hoch zu wachsen, Aepfel schon höher zu steigen, und Birnen am allerhöchsten zu werden pflegen, so geschieht es leicht, daß der höhere den niedrigern verdämpft, (was ist in der Welt gewöhnlicher?) und ihm Luft und Sonne raubt, wornächst dieser kränklich wird und schlecht trägt. Es ist daher die Erfindung des gelehrten Kunstgärtners, Herrn Walters zu Stuttgard, von ungemeinem Werth, als welcher diesem Uebel abhilft, indem er folgendes lehrt: Harket und stoßet den Platz, auf welchem ihr Bäume anlegen wollt, ungefähr in seiner Mitte, gleich und eben, schlaget mitten in diesen Platz einen starken Stab also ein, daß er nicht wacklich, sondern ganz fest, auch ja nicht schief, sondern so gerade aufrecht stehe, als die deswegen zur

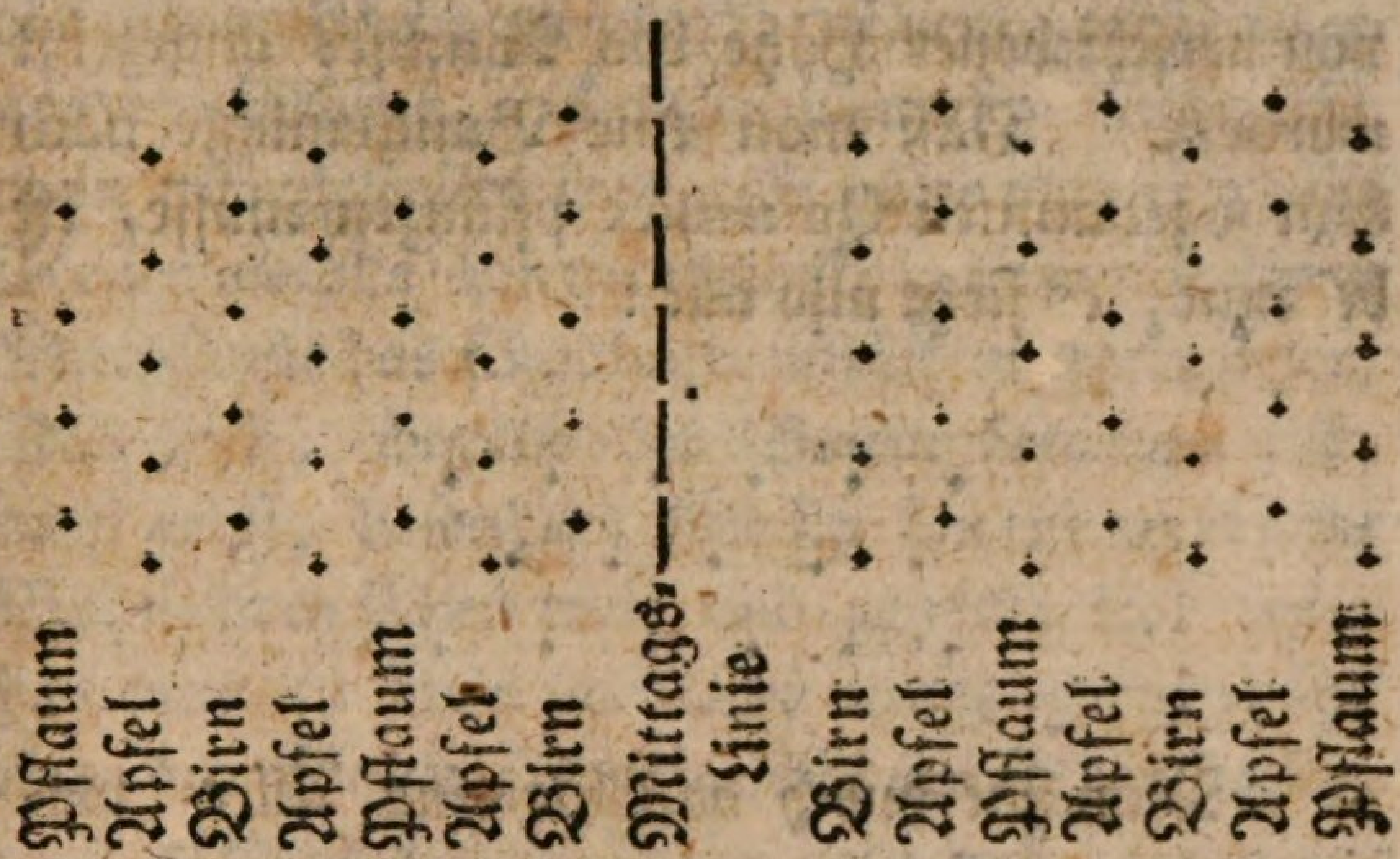
Hand

Hand genommene Schnur am Senkbley; befestigt darauf unten am Fuß dieses Stabs eine starke straffe Schnur, dergestalt, daß der Befestigungsknoten zwar vor sich recht fest, nicht aber so fest an den Stab angezogen sey, daß man nicht zwischen diesen und die darum gehenkte Schnur die Finger stecken könnte, aus dem andern Ende der Schnur mache man eine Schlinge, und stecke durch selbige ein unten spitz geschnitten Stöckchen, so daß die Schlinge das Stöckchen recht fest hält, dann nimmt man dies Stöckchen in die Hände; zieht es straff und fest an sich, so daß hierdurch die ganze Schnur aufs straffste angezogen wird, und geht hierauf, ohne die Schnur im mindester aus ihrer Straffe nachzulassen, rings um den Pfahl (in einer Entfernung von ihm, welche die Länge der angespannten Schnur von selbst lehrt) herum, wobey man im währenden Fortgehen mit der Spitze des in der Hand haltenden Stöckchens in die Erde einschneidet, und dadurch um den Stab herum einen Cirkel zieht, welcher richtig ist, wenn man nur so lang als man ihn zog, die Schnur nicht nachließ. Wenn dieses geschehen, so erwähle man sich einen recht heitern Tag mit ungehindertem Sonnenschein, (denn wenn der Tag wolkicht ist, geht es nicht gut von statten, man müßte denn statt eines, bey heiterm Himmel genugsamen, Cirkels zwey oder drey machen, jeden in einiger Höhe über

dem

dem andern, wornächst es auch auszuführen wäre) an diesem Tage gebe man Acht, welche Stelle des gezogenen Cirkels, Vormittags zwischen neun und zehn, und Nachmittags zwischen drey und vier Uhr von dem Ende des Schattens, den der Stab wirft, berührt wird, beyde berührte Flecken zeichnet man, dann wird die Weite von dem einen dieser Flecke bis zum andern in zwey gleiche Theile getheilt, hierauf die Schnur, welche man am Pfahl oder Stabe befestigte, abermals straff angezogen, und zwar nach der Stelle des Kreißes zu, wo die Mitte des so eben in zwey gleiche Theile getheilten Cirkelstücks ist; diese Mitte zeichnet euch dadurch, daß ihr das spitze Stöckchen darein schlagt, dann giebt euch die nunmehro zwischen Stab und Stöckchen straff stehende Schnur eine gerade Linie an, welche man die **Mittagslinie** heißet. Alle Reihen, in welche ihr auf diesem Platz die Bäume setzen wollt, müssen in immer gleicher Entfernung von der Mittagslinie, oder mit ihr parallel laufen. In jeder Reihe müssen ferner die Baumarten nicht durch einander stehen, sondern jede muß ihre eigene Reihe haben, und zwar müssen die Reihen der verschiedenen Baumarten nach folgender Vorstellung einander benachbart seyn.

Pflaum



Man siehet leicht, daß, vermittelst dieser Methode, die verschiedenen Baumarten einander nicht verdämpfen können, denn da die Bäume in solchen Reihen stehen, die sich nach der Mittagslinie richten, da ferner die Baumarten nach dem oben vorgetragenen Grundsatz, (daß, unter zu gleicher Zeit gesetzten Bäumen, die Pflaumenbäume am niedrigsten, Aepfel schon höher, die Birnen aber am allerhöchsten wachsen) an einander stehen, wie es die Verschiedenheit ihres Wuchses erfordert, so folgt ganz unwidersprechlich, daß das beständige Steigen und Fallen der Baumkronen der Luft und Sonne freyen Zugang schafft. Wer nicht einen neuen Baumgarten anzulegen, sondern blos den vorherigen auszuflicken hat, der kann die Anlage nach der Mittagslinie zwar nicht anbringen, wegen der schon stehenden Bäume, es kann aber doch bey der Nachpflanzung oft dasjenige in Ausübung gebracht werden, was

von verschiedener Höhe des Wuchses angezeigt worden. Daß man eine Baumanlage nach dem sogenannten Quincunx pflanzen müsse, ist bekannt, es sieht also aus:

. . . . . .
 . . . . .
. . . . . .

Man hat durch dasselbe eine Allee, wohin man nur siehet, dahingegen bey folgender Pflanzung:

. . . . .
. . . . .
. . . . .

solches nicht also ist. Der Boden, auf welchem man Bäume pflanzen will, muß gewendet worden seyn, welches zwar Mühe, auch wohl Kosten, aber reichen Nutzen bringt. Die Bäume, welche man setzen will, müssen bey dem Ausheben sorgfältigst geschont werden. Kann man alle Wurzeln herausbringen, so ist es um desto besser, das Bäumchen wird allezeit unendlich besser anschlagen, was an den Wurzeln beschädigt ist, muß scharf und also beschnitten werden, daß die gemachten Schnitte, wenn man das Bäumchen auf die Erde setzt, nicht gen Himmel sehen, sondern auf den Boden treffen. Auch dürfen diese Schnitte, so wenig

als alle und jede an einem Baum, nicht lang wie ein Rehfuß, sondern stumpf, das heißt mehr also gestaltet seyn, als hätte man mit dem Messer gerade durchgedruckt, oder mit einer Kneipzange das schadhafte Stück weggeknippen. Das Loch, worein der Baum kommen soll, muß groß, besonders aber im harten verraßten Boden drey Ellen weit und gehörig tief seyn, hat man es schon gemacht lange zuvor, ehe man den Baum setzet, so ists um so viel besser, weil alsdenn die Erde in dem Loch, durch die darauf gefallenen Regen besser vorbereitet, der heraus geworfene Boden aber eben hierdurch gut zerfallen und mild geworden ist. Es ist daher sehr wohl gethan, im harten groben Boden (wenn man ihn nicht lieber gar wenden will) die Löcher zu Ausgang des Sommers auszuwerfen, den Winter hindurch offen liegen zu lassen, und erst im März des folgenden Jahrs zu bepflanzen, auf welche Art die ein halbes Jahr offen gewesene Grube durch die Winterfeuchtung und Frost naß und milde wird, so daß man sie oft alsdenn kaum mehr kennet. Beym Einpflanzen beobachte man genau, daß der Baum nicht tiefer in die Erde, als er an seiner vorherigen Stelle darinnen gestanden, komme, weshalben man vor dem Ausheben sich solches am Schaffte zeichnen muß; schwache Zwergbäume aber und besonders die auf Pflaumen veredelte Apricosen und Pfirschbäumchen, desgleichen die auf Quitten geimpften Birnen, und

auf

auf Johannisäpfel gebrachten Aepfel pflanze man tiefer, als sie vorhin standen, nämlich so tief, daß gerade noch die wulstige Schafftsstelle, auf welcher der Baum vormals gepfropft oder oculirt ward, mit in die Erde komme. Aus dieser Wulst treiben Wurzeln, welche mit zur Stärkung des Baums dienen, wiewohl ein grosser Baumkenner (Abbé Schabol) dem widerspricht. Man hüte sich bey der Einpflanzung keine groben Schollen oder Erdklöße über seine Wurzeln zu schütten, denn diese lägen darunter hohl, und könnten wenig, oder gar keine Feuchtung fassen, vielmehr muß recht klares Land, welches gut an die Wurzeln schließt, aufgeworfen werden. Pflanzt man im Frühling, wo der Boden leicht von scharfer zehrender Luft dergestalt ausgezogen wird, daß ein Bäumchen, wenn nicht fleißig Regen fällt, Noth hat anzuwurzeln, so ist es ungemein rathsam, Wasser zur Hand zu nehmen, und solches, indem man die recht klare Erde auf die Wurzeln allmählig bringet, nach und nach aufzugießen, und dieses so lang, bis die Grube voll ist, und das Wasser vor Ueberfluß nicht mehr einziehen will. Durch dieses Einschlämmen mit klarer Stauberde und Wasser lassen sich selbst solche Gewächse versetzen, die es sonst nicht gut vertragen wollen, und die starken vollends, wozu doch hauptsächlich Bäume gehören, fühlen hiebey die Verpflanzung fast gar nicht. Was das Verstutzen der Krone eines

zu

zu versetzenden jungen Baums anbetrifft, so merke man davon, daß es sich nach dem Beschneiden der Wurzeln richten muß; jemehr man des Baumes Wurzeln schonte, desto weniger braucht man auch die Zweige zu stutzen; denn beyde stehen mit einander im genauesten Verhältniß, daher man auch (besonders bey Holzarten, die weiches markichtes Holz haben) den Versuch machen, eines Baumes Wurzeln in die Höhe stellen, und dargegen die vormaligen Zweige in die Erde setzen kann, durch welche verkehrte Pflanzung die Zweige zu Wurzeln werden, und die Wurzeln Zweige treiben. Was man an der Krone stutzt, das schneide man stumpf und verklebe es, oftmaliger Warnung vor dürrem Holze gemäß, mit Baumwachs, zu welchem hier ein vortreffliches Recept: Nehmt ein Viertel Pfund gelbes Wachs, und ein Pfund Harz, schmelzt jedes in seinem besondern Gefäß über Kohlen, gießt hierauf das Harz zum Wachs, rührt und schmelzt es unter einander; nehmt es vom Feuer, (um bey Zugießung des Terpentins vor Feuersgefahr gesichert zu seyn) gießt vor sechs bis acht Pfennige Terpentin hinein, rührt es wohl um, und schüttet es alsbald in eine Schüssel voll kalten Wassers; hierinnen muß es durchknetet, und nach Belieben Stangen daraus gemacht werden; will man anbey, gleich vor dem Einschütten dieses Baumwachses ins Wasser, ein wenig dürren Wermuth und Schwefel, beyde zerpülvert darauf

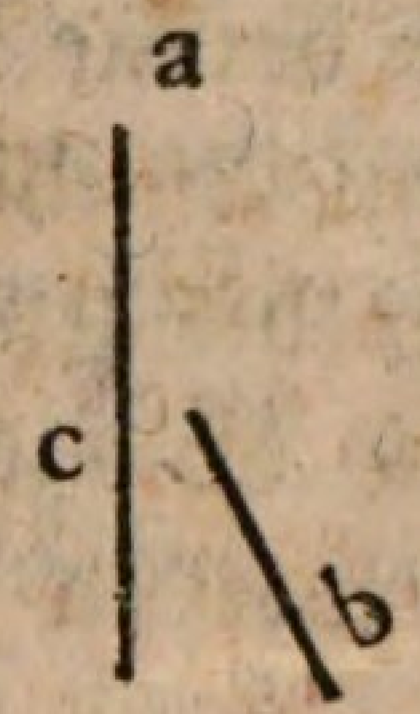
streuen, so geht man in Ansehung der Bienen, welche das Baumwachs wegzuholen pflegen, desto sichrer. Einen Baum dahin zu setzen, wo schon zuvor einer von der nämlichen Art stand, ist nicht gut gethan, die Stelle muß erst recht tief und weit gewendet, dabey etwas Gassenkoth untergebracht, die Grube im Winter, offen gelassen, im Frühling aber mit einem Baum von andrer Art, als der Vorgänger war, besetzt werden. Wer einen Baum an ein Spalier oder Mauer setzt, der bringe ihn nur nicht mit dem Schaffte zu nahe daran, sonst würde er, wenn er in die Dicke wüchse, an die Mauer antreffen. Vornehmlich hüte man sich die Bäume nicht zu nahe an einander zu pflanzen. Hochstämmige Aepfel- und Birnbäume setze man dreyßig Fuß, Steinobst funfzehn Fuß, und Zwergbäume eben so weit aus einander. Welsche Nußbäume, welche sehr um sich greifen, müssen auf vierzig Fuß aus einander. Viele pflegen, wenn sie Bäume pflanzen, Mist mit in die Grube zu bringen, allein dies ist mehr schädlich als nützlich, man verwöhnt den Baum und lockt leichtlich dadurch allerhand Arten Ungeziefers, welche sich nach dem Mist ziehen, an des Baumes Wurzeln; wäre der Boden allzu schlecht und abgetragen, so müßte vielmehr alter Teichschlamm und gut verweßter Gassenkoth hinein gebracht werden. Unter allem Mist ist der von Schweinen den Obstbäumen noch der angemessenste, er verschafft

schafft denen Wurzeln eine anständige Kühlung. Blos Einfältige brauchen bey ihren jungen Bäumen hitzige Düngungen, z. B. Schafmist. Wer Bäume im nassen Erdreich (welches aber, wie oben gezeigt worden, kein gutes Land für Obstbäume ist, seiner Kälte wegen) zu pflanzen hat, der darf nicht im Herbst, wo sonst zu Ausgang des Octobers die beste Zeit ist, dazu schreiten, sondern er muß es im Frühjahr thun, wo es schärfer trocknet. Hat man eine zarte Frühart im Herbst gepflanzt, so lege man, wenn sich die härtern Fröste einstellen, auf die Erde rings um den Stamm herum etliche Zoll dick langstrohigten Mist, zur Beschützung der Wurzeln für sehr hartem Frost, wobey man aber den Mäusen auf dem Dach seyn muß, welche sich gern unter diese warme Decke machen, und die Baumwurzeln gefährlich benagen. Bäume, welche man in sehr loses, sandiges Erdreich setzt, (woselbst ihre Wurzeln anfänglich Mühe haben einzuwurzeln, weil die Feuchtung mangelt) halte man ebenfalls, besonders im auszehrenden Frühling und heißen Sommer, unter einer solchen Bedeckung der Oberfläche der Erde mit langem Mist, denn wo dergleichen Mist liegt, da hält sich das von ihm bedeckte Erdreich herrlich feucht. Was die Befestigung eines frisch gesetzten Baums angeht, so muß der Pfahl, welchen er bekommt, am füglichsten nach Abend eingeschlagen werden, als von wannen hier zu Lande die häufig-

sten Stürme kommen. Man stecke den Pfahl schon dann in die Grube an den Baum, wenn man eben seine (erst in ein Gefäß voll Wasser zu tauchende) Wurzeln mit Erde einfüttern will, denn wenn man ihn erst nach völliger Endschaft der Einpflanzung beystecken und eintreiben will, so kann es ja gar leicht geschehen, daß man, da man ja unter der Erde nicht sehen kann, durch Einstoßung des Pfahls die Wurzeln aufs gefährlichste verwundet. Beym Anbinden verhüte man zweyerley, vors erste, daß das umgelegte Weidenband nicht durch allzuhartes Zuschnüren in den Stamm einschneide, zweytens, daß letzterer nicht durch das Hin- und Hertreiben des Windes an seiner Rinde verletzt, selbige aufgerieben, und dadurch das leidige dürre Holz erzeuget werde; bindet man mit nassen Strohseilen, und legt man dieselben also um, daß ein Theil des Seils zwischen Stamm und Pfahl zu sitzen kommt, so hat man nichts hierüber zu befürchten. Nicht früher, als verschiedene Tage nach der Einpflanzung binde man den Baum an dem ihm gegebnen Pfahle wirklich an, denn wenn es zu früh geschieht und sich dann doch noch gewöhnlichermaßen die Erde unter und zwischen den Wurzeln in sich selbst zu setzen und zusammenzusinken pflegt, so sollte da der neugepflanzte Baum natürlichermaßen etwas nachsinken können, kann es aber nicht, weil er zu früh angebunden war, und nun ist er drüber wie aufgehenkt und steht mit den Wur-

zeln

zeln hohl, welches ihm leicht den Tod, wenigstens Krankheit und Unfruchtbarkeit zuziehen muß. An Orten, wo gute starke Pfähle der Dieberey zu sehr unterworfen sind, sieht man kürzere im Gebrauch, welche, da sie klein sind, den Dieb nicht so, als lange, reizen. Diese werden also angebracht:



a bedeutet den Baum, b den kleinen Pfahl, c den Ort, wo das Anbinden geschieht. Ueber die mit klarer Erde bedeckten Wurzeln eines neu gesetzten Baums, bevor die Grube gänzlich zugefüllet wird, umgekehrten frischen Rasen zu legen, ist, weil er kühl hält, wohl gethan. — Zunächst um, unter und auf eines neu zu pflanzenden Baumes Wurzel muß die klare Erde, welche, als man die Grube auswarf, in ihr zu oberst lag, angefüttert werden, hernach erst wirft man die rohere oder wilde Erde, welche, als man die Grube auswarf, in letzterer zu unterst oder am tiefsten lag, noch nach und nach oben drauf; ganz zu oberst kann der Rasen durch welchen man, als man die Grube aushub, zuerst hindurch stechen mußte, über die vollgemachte

machte Grube gedeckt und aufgebreitet werden. Wer die Bäumchen, welche er setzen will von weitem her erhält, so daß sie sehr ausgetrocknet, ja wohl gar recht sehr elend in seine Hände kommen, der lege sie, bevor er sie einsetzt, der Länge lang auf die Erde, an eine schattige Stelle, einen neben den andern, hierauf werfe er klares Erdreich auf sie, bis daß sie über und über bedecket sind, dann bringe man die Erde durch sanftes Gießen zum Anschließen, und so lasse man es sechs, acht bis zehn Tage, oder kurz so lange liegen, bis Wurzeln, Schafft und Zweige wieder saftig geworden sind, wornächst man sie pflanzet.

Immergrüne Bäume muß man im August verpflanzen, und dabey die Wurzeln im Ausheben aufs alleräußerste mit aller Beschädigung verschonen. Auch den Zweigen darf nichts weggeschnitten werden, denn sonst lassen sie Harz ausfließen und werden dürrholzig. Will man ja an ihnen etwas beschneiden, so geschehe es im Winter, wo kein Harz ausdringt. Die Pflanzung der immergrünen Baumarten richtet sich übrigens nach allen sonst in diesem Abschnitte ertheilten Vortheilen.

Da sich von manchen Fruchtarten vortreffliche

Hecken

anlegen

anlegen lassen, so will ich von deren Anpflanzung folgendes beyfügen. Einige Apfelsorten, als Pigeon, Goldpepin, Reinette, rothe Sommercalville geben gute Hecken, die schönsten aber lassen sich aus Pflaumen, Quitten, und Corneliuskirschen (Herlitzen) ziehen. Letztere haben noch den Vorzug, daß keine Raupe sie abfrißt. Die Stämmchen, welche man zu Anpflanzung einer Hecke braucht, dürfen nicht schon vorhin abgestutzt worden seyn, sondern sie werden erst bey der Pflanzung auf höchstens zwey Fuß über der Erde abgestutzt, wodurch es geschieht, daß sie ihre ersten Zweige, wie es sich gebührt, tief an der Erde treiben, die auf die Einpflanzung folgenden Jahre läßt man sie im Schnitte immer länger, außer daß man sie da, wo sie lückicht bleiben wollen, schärfer schneiden muß. Der Ort, wo man eine Hecke anlegt, muß als ein vier Fuß breiter Graben abgesteckt und gewendet werden. Uebrigens wird bey der Einpflanzung alles, was in gegenwärtigem Abschnitt gelehrt worden, um so viel sorgfältiger angebracht, da es verdrüßlich ist, wenn eine angepflanzte Hecke durch unverständiges Einsetzen der Stämmchen lückicht wird, und theils mitten heraus ganze Stämme theils Hauptäste dürre werden und absterben. Auch hüte man sich die zur Hecke bestimmten Stämmchen nicht zu nahe an einander zu pflanzen, man denkt insgemein, die Hecke soll dadurch recht dicht wachsen, aber was freyer steht,

das treibt besser, und wird unter geschickter Behandlung gewiß keine Lücken lassen; jedes Stämmchen stehe einen vollen Fuß vom andern ab, und selbst zwey Fuß wäre nicht zu viel. Ich nehme dieser Gelegenheit wahr, die Anlegung der Quittenhecken allen denen anzupreisen, welche nur keinen hitzigen Sandboden (als in welchem dieser Baum nicht wächst) bey sich haben. Da diese Hecken unter vernünftigem Schnitt (der aus dem folgenden Abschnitt zulänglich zu erlernen ist) sehr gute Frucht tragen, zumal wenn man irgend aller drey Jahr etwas Kuhmist auf ihrem Platz im Herbst mit untergräbt, da man ferner, wie ich weiter unten zeige, sehr leicht dazu kommen kann, so scheint mir nichts mehr zu empfehlen zu seyn.

Fünfter Abschnitt.

Vom Baumschnitt.

Hochstämmige Bäume bedürfen, wenn sie einmal die gehörige Schaftshöhe haben, gar keines Schnitts, außer daß die zuweilen aufschießenden Wasserreiser, welche erst sehr spät Fruchtholz machen, und den Baum zuvor durch ihr geiles Wachsthum stark erschöpfen, desgleichen die am Schafft heraustreibenden Zweige, welche man Räuber nennet, weggeschnitten werden. Aller anderer Schnitt an ihnen ist Einbildung und Thorheit. Bäu-

men aber, welche zwerg oder niedrig wachsen sollen, ist der Schnitt unentbehrlich. Zu den niedrigen Bäumen rechne ich vier Arten; 1) Spalierbaum, 2) Kesselbaum, 3) Pyramide, 4) Hecke. Zuförderst werde ich von dem erstern handeln, wobey ich erinnere, daß sehr viele von denen dabey vorkommenden Regeln auch bey den drey übrigen angeordnet werden müssen, ohne daß ich sie dreymal zu wiederholen brauchte. Nichts ist gewisser, als daß die gewöhnliche Art Bäume zu schneiden die sicherste Weis sey, ihre Untragbarkeit und baldigen Tod zu befördern. Nachfolgendes Verfahren aber ist das richtige.

Ein z. B. im Jahr 1783, in den Spalt gepfropfter Baum (versteht sich allemal hier, daß Zwerg daraus werden soll, denn von hochstämmigen ist schon im zweyten Abschnitt alles gesagt) muß im März 1784. an dem aufgeschossenen edlen Reiß bis auf vier Augen abgeschnitten werden, eben so tief wird ein im Jahr 1784. oculirtes Stämmchen an seinem im Jahr 1785. gethanen Schuß im März 1786. abgestutzt. Wollte man sie nicht so tief herunter schneiden, sondern länger lassen, so würden darauf die Aeste auch höher hervorwachsen, welches an einem Spalierbaum, dessen unterste Aeste der Erde sehr nahe seyn müssen, ein Hauptfehler wäre. Ein so kurz abgestutztes Bäumchen treibt darauf nicht immer auf einerley Weise, wobey zu

merken: 1) Ist aus dem abgeschnittnen nur ein Ast oben heraus getrieben, so muß derselbe im nächsten October so kurz abgestutzt werden, daß von ihm nur eines Fingers dick stehen bleibe, dadurch geschieht es, daß noch aus dem ältern Holz, (nämlich dem vormals aufgesetzten edlen Reis selbst) Aeste nahe an der Erde kommen, welches, wenn man das jüngere Holz (aus welchem die Bäume am liebsten treiben) länger ließe, unmöglich wäre. 2) Kommt ebenfalls nur ein Ast tiefer herunter; solchen stutze man auf fünf Augen, ist das Bäumchen über ihm trocken, wird es hart an diesem Aestchen weggeschnitten, außerdem kann es stehen bleiben, weil es oft noch gute Zweige bringt. 3) Treibt er einen Ast in der Mitte; solcher muß auf drey Augen, und überhaupt je höher er steht, desto kürzer gestutzt werden, um immer noch tiefer herab aus dem ältern Holz Zweige zu erzwingen. 4) Treiben zwey Aeste oben heraus, beyde werden so gestutzt, daß jeder höchstens zwey Augen behält, wobey zu beobachten, daß das Auge, über welchem man schneidet, (an beyden Zweigen) nicht nach dem Himmel, sondern nach der Erde stehe, dann wächst der daraus treibende Zweig nothwendiger Weise auch nach der Erde zu. 5) Kommen zwey Aeste tief unten hervor. Dieses ist das allerbeste, weil jeder gut gezogene Spalierbaum auf einer Gabel stehen oder unterhalb die

Form

Form eines lateinischen Ypsilons (ᵃYᵇ) haben muß. Alle Aeste, welche nachmals ein Spalierbaum treibt, müssen aus diesen zwey Grundästen a und b, keinesweges aber zwischen denenselben, aus des Baumes Mitte herauf wachsen; denn diese gerade in die Höhe aufschießende Aeste sind der Spalierbäume Verderben, weil sie, da sie ohne Hinderung in die Höhe gehen, denen seitwärts gehenden, folglich mehr eingeschränkten, im Wachsthum bald so sehr überlegen werden, daß dergleichen Bäume vielmehr aussehen, als hätte man hochstämmige daraus ziehen wollen, es wären aber auch unverhofft einige Seitenzweige seitwärts gewachsen. Bey diesem fünften Fall also muß des Stämmchens Gipfel zwischen den beyden Zweigen hart an dem einen von ihnen heraus geschnitten, und jeder Zweig auf vier Augen gestutzt werden. 6) Schießen oben drey Aeste heraus; der schlechteste von ihnen muß weg, diejenigen zwey, welche am schicklichsten stehen, um den Baum auf ein Y zu setzen, werden beybehalten, und auf vier Augen gestutzt. 7) Kommen unten vier Aeste hervor. Dieses ist leicht auf ein Y zu setzen, und sodann jeder von den gelaßnen beyden Hauptzweigen auf vier Augen zu schneiden. 8) Treiben die Aeste sämmtlich nur aus Einer Seite des Stämmchens und die andere bleibt kahl. Diesem überaus verdrüßlichen Fehler hilft man mehrentheils dadurch ab, daß man,

sobald

sobald man ihn beym Austreiben der Augen im Frühling als bevorstehend merket, die überflüßigen, herauskommen wollenden Triebe dieser Seite wegnimmt, und nur Einen oder Zwey daran läßt, hierdurch nöthigt man insgemein den Baum seinen Saft nach der kahlen Seite zu wenden, und deren sonst verschlossen gebliebene Augen durch frischen Austrieb zu eröffnen; unterließe man im Frühling diesen Vortheil, so wäre es hernach sehr die Frage, ob durch kurzes Schneiden der besetzten Seite auf die kahle Zweige zu bringen wären.

Hat man durch kluge Anwendung der angegebenen Vortheile sein Bäumchen auf ein Y gesetzt, so fragt sichs, wie es in nachfolgenden Jahren zu beschneiden. Ins Allgemeine läßt sichs hierauf nicht antworten, man richte sich nach der Natur des jedesmal vor sich habenden Stämmchens, und der auf ihm befindlichen edlen Fruchtart, als deren Art zu wachsen sehr verschieden. Bey solchen Bäumchen, welche matt wachsen, und sich vielmehr zum Fruchttragen (wozu sie doch noch zu jung) anschicken wollen, stutze man alle Herbst etwas, und zwar nicht an den Haupt- sondern an den Nebenzweigen, denn läßt man sie gänzlich, ohne sie zu schneiden, so setzen sie Blütknospen und Frucht an, ohne zuvor ihr Spalier, oder sonstige Stelle durch genugsame Zweige ausgefüllt zu haben, wovor man sich bey allen, (auch den hochstämmigen)

migen) Bäumen sorgfältig zu hüten, und ihnen, durch mäßiges Verschneiden, frischern Wuchs zu verschaffen hat, bis daß sie die, zum Tragen erforderliche Größe und Alter haben. Hat man hingegen einen jungen Zwergbaum vor sich, welcher sehr viel Holz treibt, so hüte man sich ja vor dem Verschneiden. Es wird hierinnen ganz entsetzlich gefehlt, denn man glaubt insgemein, je weniger ein Baum triebe, desto weniger müsse man ihn schneiden, je frecher aber der Trieb, desto mehr müsse man ihn stutzen; allein es verhält sich gerade umgekehrt, denn, wie gesagt, ein schwach wachsender Baum wird durchs Schneiden dahin gebracht, daß er mehr Holz hervor treibt; und seinen Platz besser ausfüllt; ein frech wachsender hingegen wächst bey starkem Verstutzen desto frecher und unordentlicher, so daß man sein vieles Holz gar nicht unterzubringen weiß, und beständig einen ungeheuren Besen, statt eines Spalierbaums hat. Man verkürze daher an solchen frech wachsenden nichts, heffte vielmehr ihre Zweige nach ganzer Länge an, mache die allzu überflüßigen, anstatt sie zu verstutzen, lieber gänzlich weg, und halte sich versichert, daß bey diesem Verfahren das Bäumchen zeitig genug tragbar werden werde, und wenn es das erst ist, dann hört der gar zu freche Wuchs ohnhin auf. Daß man aber durchs Beschneiden der Zweige ihre Tragbarkeit aufhält und verspätigt, kann man sehr deutlich daraus sehen, daß selbst die allertragbarste

barste Obstart durch starkes Verstutzen dahin gebracht werden kann, daß sie nichts als Holz treibt. Auch weiß ein jeder, der darauf Acht giebt, daß die allererste Fruchtknospe sehr vieler Obstarten sich an der Spitze des Zweigs ansetzt, und binnen Jahresfrist darauf auch mehrere hinterwärts kommen; schneide ich nun besagte erste Blütknospe weg, so mache ich den ganzen Lauf, nach welchem eines Asts Tragbarkeit erfolgt, völlig irre. Ich bin hiervon durch die häufigsten Erfahrungen überzeugt, und habe schon viele Bäume, welche denen, die sie ehemals unverständiger Weise vielfältig beschnitten hatten, nichts als Holz trugen, blos dadurch zum schönsten Fruchttragen gebracht, daß ich sie gänzlich mit dem Schnitt verschonte, und ihnen solche Aeste, welche die regelmäßige Figur eines Zwergbaums durchaus hinderten, lieber gänzlich benahm, als beschnitt. Man erwäge den wichtigen Satz: die Aeste eines Baums stehen mit seinen Wurzeln im genauesten Verhältniß, beyde vervielfältigen sich nach einerley Maaß, beschneide ich folglich eines Baumes Zweige noch so sehr, so bleiben ja doch seine Wurzeln ohnbeschnitten, und führen nach wie vor, dem Stamm und der Krone so häufigen Saft zu, daß sich solcher nothwendiger Weise wieder in eine gleiche Menge von Aesten ergießen und solche hervortreiben muß.

Diese

Diese so überaus gegründeten Warnungen vor dem Verstutzen der Bäume leiden blos bey den Pfirschbäumen eine Ausnahme; es setzen nämlich diese Bäume ihre Frucht blos an dem jüngsten Holze an. Stutzte man folglich ihre Zweige nicht in jedem Herbste einigermaßen, so würden sie nicht genug junge Aestgen (an welchen sie doch das Jahr drauf tragen sollen) hervorbringen. An Pfirschbäumen wird dahero billig in jeglichem Herbste etwas abgestutzt und zwar sehr langen Zweiglein das vierte Theil ihrer Länge, minder langen Zweigen, aber etwas wenigers. Man stutzt aber nicht jedes Jahr die nämlichen Zweige, sondern hier und da, heuer jene, dieses Jahr aber diese.

Desgleichen kann es auch nicht allein bey diesen zwey Fruchtarten, sondern auch bey denen übrigen nöthig seyn, zuweilen einen Ast stark zu beschneiden, wenn man nämlich ausdrücklich haben will, daß derselbe stark treiben soll. Habe ich z. B. am Spalier ꝛc. eine Lücke, welche durch die etwan vorhandenen wenigen oder dünnen Aestchen nicht auszufüllen ist, so darf man nur sothane dünne Aestchen überaus kurz (so daß von ihnen nur eines Fingers dick stehen bleibt) abschneiden, dann wird aus dem gelaßnen kurzen Sturzel ein Ast treiben, welcher viel dicker seyn, und sodann entweder durch sein eignes starkes Wachsthum, oder nochmaliges eben so kurzes Schneiden dahin kommen wird,

daß

daß er die Lücke ausfüllt. Doch ist hierbey vorauszusetzen, daß der gelassene kurze Sturzel ein Auge habe, denn außerdem könnte leicht geschehen, daß der Saft, wenn er keines dergleichen fände, zurück träte und der Stumpf dürre würde.

Aber wird man sagen, wenn nicht, wie wöhnlich, gestutzt werden soll, wie kann man denn einem Zwergbaum die Gestalt geben, in die er kommen soll? Ich antworte: durch den Sommerschnitt. Unter diesem verstehen einige ein gewisses thörichtes Verstutzen der Zweige, welches sie im Sommer vornehmen, und dadurch den Bäumen offenbarlich schaden. Folgendes ist der rechte Sommerschnitt, der von so ungemeinen Vortheilen ist. Vom Maymonat bis im Julius gehe man jeden Monat zweymal, folglich alle vierzehn Tage, seine sämmtlichen Zwergbäume aufmerksam durch; da findet sich denn allemal, daß einige Zweige, ja bey stark treibenden sehr viele am unrechten Ort (z. B. bey Spalierbäumen nach dem Gesicht zu, bey Kesselbäumen nach innen zu) hervor wachsen wollen, diese drücke man, da sie allererst hervorkommen, und noch ganz weich sind, gleich mit den Fingern weg, denn da sie zur Zeit des Herbstschnitts doch einmal weg müßten, weil sie die Gestalt des Baumes verderben, so wird es ja doch wohl besser gethan seyn, sie alsobald in ihrem Ursprung zu unterdrücken,

drücken, weil der Saft, welchen sie annoch von ihrem Hervorkommen im Frühlinge an, bis zum Herbst an sich nehmen würden, unnützer Weise auf sie verwendet ist, und weit ehe denen regelmäßig wachsenden Zweigen zugute kommen muß. Ferner macht das Wegdrücken solcher kleiner Triebe dem Baume keine Wunde, wohl aber das Wegschneiden im Herbst, als zu welcher Zeit der Zweig oft starken Fingers dick geworden, folglich auch die Wunde darnach und Baumwachs zu verschwenden nöthig ist. Nicht zu gedenken, daß die Mühe dessen, der es verrichtet, mit derjenigen, die er im Herbst anwenden müßte, nicht zu vergleichen steht. Mancher Ast, den man im Herbst mit der Säge abnehmen muß, hätte, wenn man ihn durch den Sommerschnitt in seinem Ursprung getilgt hätte, mit den Fingern abgestoßen werden können, welches auch dem Baum, dem man dadurch die große Wunde erspart hätte, sehr wohl bekommen seyn würde; denn je tragbarer eine Obstsorte ist, desto weniger pflegt sie große Schnitte und Wunden zu verwachsen, die Steinobstbäume insonderheit lassen nach großen, ja sogar nur einigermaßen beträchtlichen Schnitten, leichtlich Harz fließen, unter welchen sich Brandflecken und das leidige dürre Holz erzeugt, wenn man gleich Baumwachs über die Wunde geklebt hat. Wie wenig braucht derjenige seine lieben Bäume zu verwunden, der diesen Sommerschnitt gehörig ausübt.

Zur geschickten Auferziehung eines Zwergbaums gehört ferner, daß man allen Aesten, welche gerade in die Höhe wachsen wollen, widersteht, diese bekommen sonst alsobald über die schief gezogenen Zweige die Oberhand, und verderben das Ansehen des ganzen Baums, dessen größte Schönheit doch darinnen besteht, daß er in gehöriger Verhältniß seiner Zweige unter einander verbleibt; sobald man also merkt, daß ein Ast gerade aufwärts wachsen und frech über andere hintreiben will, so binde man ihn gleich in eine schiefe (horizontale) Richtung, denn in dieser überwächst sich kein Zweig, vielmehr kann man selbst einen sehr frechen und schon großen gerade aufgeschossenen dadurch in seinem Wuchs alsbald bändigen, wenn man ihn beugt, und schief anbindet. Zudem befördert auch das schiefe Anbinden, indem es den wilden Wuchs aufhält, die mehrere Tragbarkeit, und man wird von einem so gebundnen Zweig allzeit reichere Früchte erndten, als von einem gerade aufgeschoßnen. Will man einen Zweig stärker wachsen machen, so schneide man ihn, und binde ihn los, so wird ers nicht ermangeln lassen; will man aber dem frechen Wuchs eines andern Einhalt thun, so lasse man ihn ja unbeschnitten, und binde ihn gebeugt an.

Ferner wenn man einen Zweig abzustutzen hat, ist es keinesweges gleichgültig, über welchem von seinen Augen man es thut, denn es

darf

darf blos über demjenigen geschehen, welches dahin weißt, wohin man den neuen (durch diesen Schnitt erfolgenden, vordersten) Ast haben will. Wollt ich z. B. durchs Schneiden einen Zweig hervorbringen, welcher an der Erde weg wüchse, so darf ich nicht über einem Auge stutzen, welches gen Himmel steht, denn dieses Auge würde eben deswegen gen Himmel treiben. Auch ist es nicht einerley, ob ich über einem Holzauge, oder über einer Blütknospe stutze; denn im letzten Fall würde das Auge (über dem man schnitt) kein neues Reis, sondern Blüte treiben und sodann eingehen, im ersteren hingegen kommt ein neues Reis zur Verlängerung und Erhaltung des Zweigs. Besonders wäre es gefehlt, woferne man beym Stutzen der Apricosen und Pfirschzweige über einem Blütauge schneiden wollte, nein, es muß über einem Holzauge, oder auch über einem doppelten (wovon das eine Blüte, das andere Holz treibt) geschehen, damit ganz gewiß an des Zweiges verstutzten Ende ein neues Holzästchen komme, welches man ein Leitreis nennt, weil es längst dem Zweig den Saft herauf zieht, und ihn der unterhalb des Leitreises wachsenden Frucht zuführt. Fehlt dem Zweige ein solches vorderstes Leitreiß (dergleichen doch nur aus einem Holz- nicht aber aus einem Fruchtauge kommen kann) so wird auch die Frucht, welche sich etwa hinter dem Leitreiß an demselbigen Zweige angesetzt hat, kein Gedey-

hen haben, aus Mangel eines vor ihr stehenden Saftzuführers. Ueberhaupt ist alles Fruchtholz, welches keinen frischen Holzweig als Leitzweig vor sich hat, überaus dürftig. Wenn man sich die in gegenwärtiger Abhandlung, und besonders in diesem Abschnitt enthaltenen Regeln gehörig vor Augen setzte, so könnten häufig die schönsten Spalierbäume selbst von denen erzogen werden, welche bisher an ihren Häusern hinauf, oder an sonstigem Lattenwerk nichts als einen inländischen Weinstock (welcher doch mit einem wohltragenden Spalierbaum nicht zu vergleichen ist) zu ziehen wußten.

Die zweyte Art der Zwergbäume, welche als Kessel gezogen werden, müssen nach eben diesen Grundsätzen behandelt seyn. Man muß sehr sorgfältig seyn, einen guten Kessel zu erziehen, daher ich jedem, welcher irgend nicht genug Aufmerksamkeit darauf wenden kann, rathen wollte, lieber sich gar nicht daran zu wagen, denn ein übelgezogener Kessel sieht sehr elend aus. Gleich von Jugend auf muß das zu dieser Figur bestimmte Bäumchen darzu eingerichtet werden, man setzt es daher nicht sowohl, wie den Spalierbaum, auf ein Y, sondern es kann vielmehr mit mehrern Aesten unterhalb besetzt seyn, doch dürfen deren auch nicht zu viel seyn, damit nicht, wenn sie alt und dick werden, ein Gedränge unter ihnen entstehe. Diese Grundästchen werden durch mäßigen

Schnitt bey munterm Wuchs erhalten, und durch einen an Pfähle befestigten um sie geleg- ten weiten Reif, an den man die Zweiglein anbindet, in eine hohle Form gebracht. Wo- bey aber sehr zu verhüten, daß diese erste Grund- lage zum Kessel nicht unterhalb zu enge werde, denn sonst würde die größte Schönheit eines sol- chen Baums, welche dereinst darauf, daß er innerlich sehr weit sey, (so daß mehrere Perso- nen sich hinein setzen können) beruht, nicht er- reichet werden können. Beym eben angezeigten Sommerschnitt muß man sorgfältig seyn, daß nichts ungeschicktes (z. B. nach innen hinein wachsendes, oder auch äußerliches allzu strup- pichtes) aufkomme, damit man nicht genöthigt sey, solches im Herbst durch starke Schnitte und harte Wunden zu tilgen, durch welche ein Kesselbaum, der durch seinen Zug ohnehin sehr eingeschränkt lebt, noch elender gemacht wird. Auch versteht es sich, daß man überaus sorg- fältig seyn müsse zu verhüten, daß nicht ein oder der andere Ast die andern frech überwachse, damit das nöthige Gleichgewicht unter ihnen nicht ge- stört werde. Ueberdies muß man zu den Haupt- ästen eines Kessels (und eines jeden Zwerg- baums) solche wählen, welche zwar keineswe- ges Wasseräste sind, wohl aber sehr starken Wuchs haben, denn auf diese kann man sich verlassen, dahingegen diejenigen Leute, welche hierzu schwaches Holz, ja wohl gar Fruchtzwei- ge (deren Wuchs doch viel zu matt ist) erwäh-

len, sie in kurzem wieder aufgeben müssen. Recht sehr hüte man sich, einen nur halbweg erwachsenen Kesselbaum an seinen Aesten zu verstutzen, der bloße Sommerschnitt wird ihn meist vor sich allein in Ordnung erhalten können, und ich kann aus vielfältiger Erfahrung betheuren, daß man durchs Verstutzen der Zweige, so gewöhnlich es auch ist, nur Schaden thun, und sich ein solches dickes Gewirre von Aesten zuwege bringen werde, für welchem einen Grauen ankommen muß. Ich nehme den Fall aus, wenn man in dem Baum einen mit Aesten schlecht besetzten Ort, oder Lücke hat, in diesem ists wohl gethan, die daselbst vorhandenen wenigen Aeste obangezeigtermaßen sehr kurz zu verschneiden, damit sie schärfer treiben, denn jetzt heißt unter den Baumkennern die hieher gehörige Regel also: **Je mehr man schneidet, desto mehr kommt Holz.** Einen Zweig an einem Kesselbaum, welcher einem irgend nicht recht an der besten Stelle steht, gleichwohl aber zu gut ist, um weggeschnitten zu werden, den lege man in eine von Bindfaden gemachte Schlinge, (worein noch etwas weiches zu legen, sonst schneidet der Bindfaden ins Holz) leite ihn etwas seitwärts nach der schicklichern Stelle zu, und befestige ihn daselbst an einem benachbarten Ast oder beygeschlagenen Pfahl, wodurch sich sehr große Aeste zurecht weisen lassen. Ferner setze man bey allen Zwergbäumen die Hauptregel nicht außer Augen daß es keinesweges einerley

nerley sey, welche edle Sorte man in diese oder jene Figur ziehen wolle. Viele wollen z. B. ihr Spalier, welches gerade bey ihnen nur klein ist, mit einem Bäumchen besetzen, und nehmen dazu eine frech wachsende Sorte. Was geschieht darauf? dieses, daß ihnen bald eine solche Menge Holzes heranwächst, daß sie selbige gar nicht, oder nur durch mörderliches Schneiden bändigen und an dem kleinen Platz anbringen können; hätten sie nicht vielmehr eine sparsam wachsende und leichtlich tragende Sorte, (welche man, um nicht irgend beym Einkauf betrogen zu werden, selbst durch den bloßen Augenschein daran erkennen kann, daß die zeitig tragenden Arten auch sehr zeitig viel knorzichtes ringliches Holz bekommen, und wenig ganz glattes haben,) für sich erwählen sollen. Deshalben muß man sich mit denen hierinnen freylich sehr verschiedenen Obstsorten etwas bekannt machen, der Borstorfer Apfel z. B. trägt mit der Zeit sehr reichliche, ja oft ganz ungemeine Frucht, aber es kommt spät darzu, und erst muß er, seiner Natur nach, viel Holz machen. Ist er daher ein guter Zwergbaum für die, welche ihm zumal in ihrem Garten wenig Platz einräumen können? Ich glaube es nimmermehr, und hätte daher schon vielen rathen wollen, diese oder jene Obstsorte nicht in Zwerg-Figur, in welcher sie über die Gebühr wuchs, sondern hochstämmig zu ziehen. Endlich versteht sichs von selbst, daß wenn man an einem

Kesselbaum irgend einen Zweig durchaus zu verstutzen nöthig hätte, es über einem solchen Auge geschehen muß, welches nicht nach innen, sondern nach außen zu stehet, widrigenfalls würde der neue Zweig in den Kessel hinein wachsen.

Die dritte Art der Zwergbäume, **Pyramiden**, müssen ebenfalls durch klugen Schnitt gebildet werden. Es schicken sich zu dieser Zwergfigur nicht alle Obstsorten, sondern nur die, welche am dickſten belaubt und von munterm Wuchse sind, als unter den Birnen beurre blanc (Butterbirn) Marquise und Virgouleuse, von Aepfeln der Gold Pepin und Calville blanche. Ein veredeltes, zur Pyramide bestimmtes Stämmchen muß, wenn das aufgeschoßne edle Reis ein Jahr alt ist, nach oben angezeigter Maaße sehr tief abgestutzt, und ihm dadurch ohngefähr drey Nebenzweige tief an der Erde verschaffet werden, wobey jedoch der Gipfelzweig darneben bleiben, und als ein Schäftchen forthin wachsen muß. In fernern Jahren hat man alsdann dahin zu sehen, daß erwähnter Mittelschaft die Seitenzweige nicht so frech überwachse, welches, wenn man ihn nicht durch allerhand Kunstgriffe (als durch das Beugen und Wiederaufrichten mittelst angebrachter Bindfadenschlingen) welche man sich leicht aus gegenwärtiger Abhandlung und eigner Ausübung abstrahiren kann, aufhält und hindert, nur allzu leicht geschieht. Er muß anbey zwar

alle

alle Herbst etwas beschnitten, doch ja nicht zu stark gestutzt werden, sonst triebe er des Holzes so viel, daß die Nebenzweige dadurch in ihrem Wuchs zurück gehalten würden. Ein mäßiges Schneiden erwähnten Mittelstammes aber macht, daß er eine gleichfalls mäßige Zahl von Seitenzweigen treibt, an welchen bey der Pyramide, um sie dicht und buschigt zu machen, vieles gelegen ist. Obgedachte, gleich bey der ersten Anlage nebst dem Mittelstamm gelassene, drey oder vier Seitenzweige müssen ebenfalls, um viel leichtes Holz zu treiben, gestutzt werden, und zwar gleichergestalt und alljährlich auch allemal stärker, als der Mittelstamm, der ohnehin, wie alle gerade in die Höhe aufschießenden Zweige, frech genug wächst. An jedem Zweig muß man hier über einem solchen Auge stutzen, das von uns weg und nach dem Mittelschaft zu treibt. Wo Lücken auszufüllen sind, da schneidet man über schicklichen dahin weisenden Augen scharf, und wenn die Pyramide (an welcher unten am meisten zu stutzen nöthig ist, weil sie unten am holzreichsten und breitesten seyn müssen) ihre gehörige Gestalt erlangt hat, dann läßt man nach und nach mit dem Beschneiden gänzlich nach, damit sie auch Früchte trage, welches, so lange man scharf schneidet, obbewiesenermaßen nicht möglich ist.

Den Hecken-Schnitt betreffend, so müssen dieselben, weil sie ausdrücklich dicht und ver-

worren wachsen sollen, unter allen am schärfsten geschnitten werden; allein man gehe auch hierinn nicht zu weit. Diejenigen handeln sehr thöricht, welche ihren gesunden Hecken alljährlich so viel abschneiden, als sie dasselbe Jahr getrieben. Nein! ein Theil der Sommerlatte muß stehen bleiben, so wird die Hecke mit jedem Jahr allerwenigstens um eine Handbreit höher. Je länger man sie läßt, desto früher werden sie tragen, welches doch vermuthlich keinem Besitzer einer Hecke zuwider seyn wird. Blos da, wo Lücken auszufüllen sind, muß scharf, ja wohl gar ins mehrjährige Holz (und zwar allzeit über einem an den rechten Ort hinweisenden Auge) gestutzt werden. Wird die Hecke in ihrem Wuchs zu breit, so schneide man die Zweige über einem von uns weg nach ihr selbst zu stehenden Auge; soll sie breiter wachsen, so kehre man diese Lehre um.

Alles und jedes Baumschneiden geschieht am allerbesten zu Ausgang Octobers, wenn so eben die Blätter abgefallen. Starke Schnitte, welche beträchtliche Wunden verursachen, ingleichen Schnitte an solchen Baumarten, welche leicht erfrieren, verspare man bis zum vollen Frühjahre, wo alle Bäume wirklich grün werden, denn zu solcher Zeit werden die Wunden nicht durch Kälte beleidigt, der frische Baumsaft, durch welchen sie zuheilen sollen, dringt häufig herbey und so geschieht zu solcher

Zeit,

Zeit, unter guten Baumwachspflastern, ein weit besseres Verheilen als bey dem Schneiden im Herbste.

Dieses wäre demnach das wichtigste und sicherste vom Baumschnitt, welchem auch ein geehrter Leser (wenn es gleich irgend dem, was er bisher geglaubt, widerspräche) um so viel gewisser trauen kann, da der Verfasser selbst in vorigen Zeiten die verkehrten Grundsätze über diese Materie hegte und ausübte, solche aber nachmals von der Wahrheit derer entgegen gesetzten aufs festeste überzeugt, gänzlich aufgab, folglich beydes aus Erfahrung beurtheilen kann.

Sechster Abschnitt.

Uebrige Wartungsregeln der Obstbäume.

1) Allen Bäumen ist es besonders nützlich, wenn sie in dem Fall, daß sie zu vollsaftig, oder mit einer allzu festen Rinde versehen sind, geschröpft werden. Dieses geschiehet also: Man nimmt die Klinge eines recht spitzigen Messerchens, also zwischen ein Paar Finger, daß nur so viel von der Messerspitze herausguckt, als die Dicke der zu schröpfenden Rinde eines Bäumchens beträgt, mit dieser Spitze setzt man gleich unter der Krone desselben ein, und fährt gerade herunter durch des Schafts

Rinde bis auf die Erde, wobey man sich wohl zu hüten hat, daß man des Messers Spitze in beständiger Gleiche aus den Fingern hervorstehend fest halte, denn, woferne man nachließe, würde die Spitze entweder nicht völlig durch die Rinde gehen, oder, wenn man die Spitze zu lang hervorstehen ließe, würde sie gar zu tief hindurch dringen und das Holz treffen, welches, besonders beym Steinobst, dem alle Verwundung am allerschädlichsten, des Baumes Tod verursachen würde. Man schröpfe daher lieber zu seicht, als zu tief. Auch Aeste können auf diese Art geschröpft werden. Man kann es einem Baum leicht ansehen, wenn ihm das Schröpfen nöthig sey, denn wenn er vor Ueberfluß des Safts an der Rinde seines Stammes zerreißt, und gleichsam hin und wieder zu bersten scheint, wenn er desgleichen andern Falls zwar an Alter und Größe der Krone, nicht aber, wie doch höchstnöthig ist, auch an Stärke und Umfang des Stammes zunimmt. Unterläßt man das Schröpfen in diesen Umständen, so leidet das Wachsthum ungemein, der Saft stämmt und drängt sich, geräth auch öfters gar in Verderben und Fäulniß, durch welche sodann auch leichtlich Maden oder sogenannte Schrotwürmer angelocket werden, welche sich unvermerkt innerlich in den Baum hinein fressen, und ihn umbringen. Die beste Zeit zum Schröpfen ist im May. Bey oben gedachter gehöriger Vorsicht ist es, besonders den Steinobstbäumen, ungemein zuträglich,

und überhaupt eine vortreffliche Sache. Am füglichsten macht man diese Operation an derjenigen Seite des Stämmchens, welche nach Mitternacht zu steht, weil diese von der Sonne nicht beschienen, folglich auch von letzterer die geschröpfte Rinde nicht krumm gezogen wird. 2) Da es den Bäumen (besonders aber zarten, oder früh treibenden Zwergarten) sehr nachtheilig ist, wenn der im Winter zuweilen auf sie fallende Schnee am Tag auf ihnen zerthaut, und des Abends wieder an sie anfriert, wodurch sie gleichsam gläsern aussehen, so ist es nöthig den Schnee mit einem Federwisch von ihnen wegzukehren, wodurch man vor dem Glatteis gesichert ist; dieses Glatteis ist um desto schädlicher, wenn zu der Zeit, wo sichs ansetzt, am Tage heller Sonnenschein, des Nachts wieder Frost einfällt. Bey allen Wintergewächsen (folglich auch bey den Bäumen) kommt es nie leichter zum Erfrieren, als wenn die durch den Nachtfrost verdickten Säfte des Gewächses alsbald am Morgen durch den Sonnenschein jählings wieder aufgethauet werden, als welches die Saftgefäße zersprengt, und alsdann dürre macht; kann aber im Gegentheil die Morgensonne nicht darzu, so kommen die verdickten Säfte durch die am Tage gelindere Luft von selbst allmählig wieder in Bewegung und leiden nichts. Gemeiniglich glaubt man, die Frühsonne sey dazu dienlich, den Frost wieder heraus zu ziehen, und das Gewächs dadurch von

dessen

dessen schädlichen Wirkung zu befreyen, allein es ist angezeigtermaßen grundfalsch, und kann man sich davon am deutlichsten bey denen in manchen Jahren sich ereignenden, entweder sehr zeitigen Herbst- oder sehr späten Frühjahrsfrösten (als zu welchen Zeiten der Baumsaft in Bewegung, mehr als im todten Winter, ist) überzeugen. Unser großer Lueder hat hierüber zum Beweis eine absonderliche Abhandlung geschrieben, und eines jeden eigene Erfahrung muß es bestätigen. Erst jetzt, bey denen zu Ende Aprils 1782. eingefallenen harten Frösten, bekam ich einen neuen Beweis; diejenigen unter meinen Apricosen und Pfirschbäumen, auf welche die Morgensonne scheinen kann, litten bey diesen Frösten gewaltig, diejenigen aber, die von der Morgensonne nicht getroffen werden können, sondern erst nach Mittags beschienen werden, litten auch nicht das geringste. 3) Es pflegen zuweilen alte Bäume kurz vor ihrem Tode noch ungemein stark zu tragen, nimmt man ihnen die überflüßigen Blüten, und stutzt anbey das Holz etwas, so werden wieder neue Zweige treiben, und der Baum um etwas längere Zeit am Leben erhalten werden. 4) Im Herbst muß das Land um die Bäume herum aufgehackt werden, damit die im Regen und Schnee fallende, ungemein kräftige Winterfeuchtung hinein dringe. 5) Bey diesem Aufhacken (bey welchem jedoch die Wurzeln nicht dürfen entblößt werden) kann auch im magern

Boden einige Düngung angebracht und mit der aufgehackten Erde wieder bedeckt werden; diese Düngung kann so wohl in kurzem fetten Mist, (ohne Stroh) als auch in einigen Eymern Mist-Pfützenwasser, oder in Einscharrung eines todten Thiers bestehen. Wir sehen auf den Gottesäckern die herrlichsten Baumfrüchte wachsen, und preisen die Macht, durch deren Veranstaltung Leben aus der Verwesung wächst. Unglaubliche Unvernunft bleibt es doch immer, daß so viele Leute niemals daran denken, ihren Baum, der ihnen jährlich so schwere Frucht tragen soll, auch in jedem Jahre zu düngen. Was ist eine Graspflanze gegen einen Baum, und was sind die Aehren der Getreydehalme gegen Baumäste mit Früchten bedeckt. Gleichwohl getraut sich keiner Getreyde ohne Dünger zu bauen. Hingegen Obstbau soll ohne Dünger möglich seyn. O der Thorheit! Wenn auch der Baum selbst seine Lebensjahre hungernd hinbringt, so wird doch, wenn nicht gedüngt wird, wenigstens sein Nachfolger gar verhungern müssen. Daher sehen wir auch so oft, daß auf dem Flecke, auf welchem schon ein Baum gestanden hat, hernachmals kein zweyter wachsen mag. Kann es wohl anders seyn? der vorige hat ja blos gezehrt, aber nie etwas ersetzt bekommen. 6) Im Frühjahre muß man auch an ältern Bäumen das im zweyten Abschnitt schon empfohlne Waschen gegen Moos und sonstige Unsauberkeit gebrauchen. 7) Pfirschen

schen und Apricosen pflegen zuweilen ihre Früchte in dergestaltiger Menge anzusetzen, daß dadurch ihr Wuchs erschöpfet und ihre Lebensdauer verringert wird; man benehme ihnen daher im Monat May den Ueberfluß dergestalt, daß zwischen einer Frucht und der nächsten ein Fingerlanger Raum bleibe. Außerdem würden sie in demselben Jahr kein neues Holz hervortreiben, welches ihnen doch, wie ich im vorigen Abschnitt zeigte, aufs künftige nächste Jahr, um daran zu tragen nöthig ist. 8) Pfirschbäume sind im Sommer leichtlich dem Schimmel ausgesetzt, welcher daran gar bald zu erkennen, daß die Aestchen äußerlich wirklich mosig aussehen. Da dieser Schimmel auch die gesunden Zweiglein anstecken mag, so thut man wohl, wenn man die damit besetzten Aestchen wegschneidet. 9) Sehr schädlich ist es den Obstbäumen, wenn in ihre Blüte anhaltende Trockenheit, z. B. ein zehrender Ostwind ohne Regen oder feuchte Luft eintritt; denn dieser Morgenwind, und überhaupt alle Trockniß, hindert die Ausdünstung der zu dieser Zeit sehr zarten Blätter und Blüten der Bäume ganz ungemein, und die gemeinste Folge davon ist, daß keine Frucht sich ansetzt, sondern die Blüten sehr zeitig herunter fallen. Hier ist das bewährteste Mittel wider dieses, durch die Trockniß verursachte Abfallen der Blüten und Unfruchtbarkeit: Man setze unter oder neben den blühenden Baum ein offenes Gefäß mit Wasser,

worein zuvor etwas Salz kann geworfen worden seyn, nach vier und zwanzig Stunden gieße man es weg, und setze anders an dessen Stelle, und dieses alltäglich, bis daß der Baum abgeblühet hat. Dieses Mittel ist durch die Erfahrung aller, welche es versucht haben, aufs herrlichste bestätiget worden. Zu eben diesem Endzweck kann man die blühenden Bäume mit einem in frisches Wasser getauchten Sprengwisch besprengen; ersteres hat aber den Vorzug, weil die so allmählig aufsteigende Wasserdunst sich besser in des Baums junge Triebe und Blüte einzieht. 10) Ebenfalls sehr nachtheilig ist es, wenn in den Frühlingsmonaten kleine Strichregen, und alsbald nach denselben heißer stechender Sonnenschein eintritt, oder wenn der gefallene Regen wie Honig klebt. Manche Gegenden sind diesen (denen annoch zarten Baumtrieben allerdings nachtheiligen, denen Feldfrüchten aber noch weit schädlichern) Brandregen und Honigthauen vor andern unterworfen, und noch kennt man kein gnügsames Mittel, so viel ich weiß, den Schaden abzuwenden. 11) Wird durch einen leidigen Zufall ein starker Baumast, oder wohl gar ein junger Stamm selbst, dergestalt herunter gebrochen, daß er nur noch einigermaßen durch die Rinde mit dem stehenden Stücke zusammen hängt, so werfe man die Hoffnung deswegen noch nicht weg, vielmehr eile man alsobald (bevor das Holz innerlich, weil die Luft hineindringt, tro-

cken wird) das herabhangende abgebrochne Theil mit seinen Splittern und Fugen aufzurichten, und in die Splitter und Fugen des stehenden und mit jenen noch einigermaßen zusammenhängenden Theils also einzupassen, als wenn es nicht zerbrochen wäre; sodann wird auf diese Einfügung eine aus Kuhmist (ohne Stroh) und Lehm geknetete Salbe dick übergeschmiert, über solche kommt ein grober Lappen, welcher rings umher mit Drath aufs festeste umwunden wird, dann werden rings herum Daumenbreite dünn geschnittene hölzerne Schienen angelegt, und abermals mittelst Draths zäher Weiden oder Stricke fest angeschnürt. Zuletzt wird durch Beyschlagung eines Pfahls 2c. und gehörige Befestigung verhindert, daß der Sturm 2c. die Beschädigung nicht aufs neue aufreißen könne, so hat man sich die erwünschteste Heilung zu versprechen. 12) Sehr schädlich ist es, wenn ein Baum, besonders zu derjenigen Zeit, wo er vollsaftig ist, als im Sommer, durch einen Hieb oder harten Stoß verletzet wird. Der beschädigte Ort wird leicht brandig und dürre; daher man ihn beyzeiten auszuputzen und die Wunde mit obiger Salbe zu verkleben hat, über welche noch ein grober Lappen zu binden ist. Baumwachs bey dergleichen größern Wunden anzubringen wäre sowohl etwas theuer, als auch nicht einmal so heilend, als obige Salbe, hinter welcher der verwundete Ort fein kühl erhalten wird. 13) Begiebt sichs oft, besonders

an solchen Stämmen, deren etwa gehabte Wunden thörichter Weise unter keiner Verklebung von Baumwachs oder Salbe verwahrt worden sind, daß plötzlich (wie ich auch oben schon im dritten Abschnitt zeigte) die Rinde aufbricht, und sich innerlich eine Menge dürren Holzes zeigt; dergleichen Bäume sind zwar sehr zu beklagen, weil wir aber doch in der Erfahrung sehen, daß ein solcher, woferne er nur noch etwas gesunde Rinde hat, wenigstens noch einige Jahre lang durch dieselbe leben und noch Frucht tragen kann, so räume man, wenn es der Mühe werth ist, mit einem Meissel alles vorhandene dürre Holz so tief heraus, bis man aufs grüne oder gar bis auf die entgegen gesetzte Rinde kommt, und sollte auch darüber der Ast oder Stamm durchs Ausmeisseln so hohl als ein Schilderhaus werden. Diese hohle Oeffnung verklebe man so lang sie ist, mit folgendem (in dem neulich zu Göttingen herausgekommenen **kurzgefaßten Unterricht in der Baumzucht** angegebnen) Mittel: Nehmt ungelöschten Kalk, löschet ihn im frischen Kuhmist (ohne Stroh) und knetet Lehm darunter, so ist die Salbe fertig, man streichet sie alsobald in das Loch so dick hinein, daß solches gänzlich damit erfüllet sey, und folglich der Stamm oder Ast wieder gänzlich rund, und keine Hohlung zu blicken ist. Ueber diese Salbe braucht man keinen Lappen zu binden, denn es wird solche nach einiger Zeit so hart, daß keine Feuchtung ein-

dringen oder wegspühlen kann, vielmehr dadurch die Stelle des innerlich im Baum ermangelnden Kernholzes fast gänzlich ersetzt wird.

Die übrigen Wartungsregeln will ich bey jeder einzeln Baumart anführen. Die wilden **Apricosenbäumchen**, welche man aus dem Kern, ohne sie zu veredlen, aufwachsen läßt, tragen zwar keine so vortreffliche Frucht, als die veredelten, weil sie doch aber sehr wohl zu essen, oder zu kochen und insgemein recht häufig an den Bäumchen ist, so wollte ich doch derselben häufige Anpflanzung von Herzen rathen. Wenn man die veredelten hochstämmig zieht, werden sie sehr hart und dauerhaft und von einer bewundernswürdigen Dicke des Schaffts und Krone, auch tragen sie vortrefflich. Ans Spalier schickt sich (wie bey allen Baumarten) nicht jede Gattung, indem manche zu spät tragen, und zu viel Holz treiben, man wähle sich daher eine schickliche Sorte. Diese Spalier-Apricosenbäume haben im späten Herbst eine Verdeckung gegen die harten Fröste nöthig, weil sie ihres am Spalier sehr eingeschränkten Triebes halben leicht erfrieren, man verwahrt sie deshalben unter Stroh- oder Rohrdecken, wie auch unter Bastmatten, nimmt aber diese Bedeckung bey gelindem Wetter zu Anfang Märzes wieder weg; die beste Art Apricosen und Pfirschen (als welche auch solcher Bedeckung nöthig haben) damit zu versorgen, ist diese, wenn in die

die Spaliermauern Hölzer, mit Rollen versehen, eingemacht werden, durch welche man, vermittelst angebrachter Leinen, grobe Tücher vor die Bäume ziehen auf- und herablassen kann. Besonders ist diese Art der Verdeckung bey denen in manchen Jahren sich ereignenden späten Frühjahrsfrösten, welche denen Pfirsch- noch mehr aber denen Apricosenbäumen überaus nachtheilig sind, vortrefflich anzuwenden, man kann nämlich mittelst derselben, wenn man die Tücher herabläßt, sowohl die den Frost verursachenden schneidenden Winde abhalten, als auch eben dadurch, wenn die Bäume irgend an der Morgensonne lägen, verhindern, daß letztere sie nicht bescheine, als welches obgedachtermaßen das Uebel vermehrt. Verwöhnen muß man aber diese Bäume unter ihren Verdeckungen durchaus nicht, vielmehr am Tag und in leidlichen Nächten mit Anfang des Märzes aus fleißigste aufdecken, denn sonst treiben sie zu früh, und lassen alsdann die Blüten fallen. Ein Hauptvortheil ist hierbey dieses: Man pflanze keinen Baum, dessen Natur es mit sich bringt frühzeitig auszutreiben, an die Mittagssonne, denn da dieses die heißeste Lage ist, so wird durch sie der Trieb solcher Arten noch mehr beschleunigt, geht aber hernach durch darauf folgende härtere Witterung insgemein wieder zurück, so daß die Blüten abfallen. Zu solchen frühtreibenden Baumarten gehört der Apricosen- und Pfirschbaum ganz vorzüglich,

man pflanze daher beyde nicht, so gewöhnlich es auch ist, an die Mittagslage, sondern vielmehr so, daß sie die Nachmittags- und Abendsonne (auch wohl, wenn man bey etwanigen Frühlingsfrösten durch erwähntes Verdecken die Morgensonne abhalten kann, die Morgensonne) haben. Die Mittagslage hebt man für ausländische rare Weinstöcke weit vernünftiger auf.

Die wilden Pfirschbäumchen tragen oftmals, ohne veredelt zu werden, die allerherrlichsten und bessere Sorten, als man nach Gelegenheit darauf geimpft hätte; viele bringen aber auch kleine schlechtere Frucht, welche jedoch zum Braten ꝛc. zu essen vortrefflich zu gebrauchen sind. Wie sehr wäre demnach die Anzucht der Pfirschstämmchen aus dem Stein anzurathen, da sie sich zumal noch überdies durch ihr ungemein frisches Wachsthum und zeitige Tragbarkeit empfehlen. Vier Jahr nach der Steckung des Steins kann der daraus erwachsende junge Baum schon Frucht tragen, wovon ich zuverläßige Beyspiele weiß. Wenn man sie hochstämmig zieht, wird ihr Holz viel dauerhafter, so daß im Winter keine Bedeckung über sie zu kommen braucht; allein späte Fröste schaden ihnen ebenfalls gar sehr. Im leichten sandigen Boden wachsen sie vortrefflich, und werden (wie alles, was auf Sande wächst) sehr süß, dargegen sie im Leimboden (wie ebenfalls gewöhnlich) größer und saftiger werden.

So viel hat seine Gewißheit, daß sich diese wilden Stämmchen nicht gern versetzen lassen, daher es am besten gethan, den Stein gleich dahin zu stecken, wo das Bäumchen bleiben kann. Die edlen Pfirschsorten oculirt man auf süße Pflaumenstämmchen, (welches auch von Apricosen gilt) auch soll es wohl gethan seyn, Pfirschen und besonders die zärtsten Sorten, auf wilde, aus dem Stein gezogne Apricosenstämmchen zu oculiren. Schöne Pyramiden lassen sich von Pfirschbäumchen ziehen, man mache nur rings um das Stämmchen einen reichlich vier Fuß weiten Cirkel auf der Erde, schlage in demselben rings herum Pfählchen ein, eins einen Fuß weit vom andern. Diese Pfählchen bindet man oben zusammen, heftet darauf von der Erde an nach der Spitze zu schmale Reife mit Drath auswendig an die Pfählchen an, so daß ein Reif ein Fuß hoch über dem andern steht. An diese Reifchen und Pfähle werden die Aestchen angeheftet, und dadurch sowohl, als durch vernünftigen Schnitt in der gesuchten Figur erhalten. Im Winter wird über die ganze Pyramide eine leichte Bastdecke gedeckt. Nochmals empfehle ich allen meinen Lesern die häufigste, jährliche Erziehung der Pfirsch- und Apricosenbäume aus den Steinen auf das angelegentlichste, weil sie sich durch ihr schnelles Wachsthum und zeitige Tragbarkeit (wobey mit unter gar neue, außerordentlich köstliche Sorten fallen) recommandiren. Am glücklichsten

wird man diese Erziehung aus den Kernen vornehmen, wenn man 1) alle Verpflanzung vermeidet, folglich jeden Stein gleich dahin steckt, wo das Bäumchen bis an seinen Tod stehen bleiben soll; 2) den Standort des Bäumchens also erwählet, daß es im Winter nicht früher, als zu Mittage die Sonne bekommt. 3) Alle gezwungene Anzucht vermeidet, damit nicht der Spalier- oder überhaupt Zwergzug durch den Zwang, den er der Natur des Gewächses macht, schwächend und verderblich für letzteres werde. Auf solche Weise wird man alles vermeiden, wodurch das Erfrieren der Pfirsich- und Apricosenstämmchen so sehr erleichtert zu werden pflegt. Eben das gilt auch vom Kastanienbaume mit eßbarer Frucht, von dem Maulbeer und dergleichen Zärtlingen.

Der **Mandelbaum** belohnt, meines Erachtens, hier zu Lande die Mühe des Anbaues nicht. Er treibt sehr früh, und da fällt nur allzu leicht widrige Witterung drein, so daß, besonders wenn er an der Mittagslage gestanden, und folglich noch früher getrieben, jede Blüte abfällt. Er wird auf Süßpflaumen oculirt, welches, wie bey allem Steinobst, nicht zu spät, sondern zu Ausgang des Julius geschehen muß.

Wer **Pflaumen** am Spalier ziehen will, der setze dieselbe nur nicht an die Mittagssonne,

woselbst

wo selbst sie nicht gut wachsen. Eben dieses gilt von

Kirschbäumen, von welchen man überdies zu merken hat, daß die süßen, oder Herzarten, weit mehr Platz, als die sauern Sorten erfordern, und deswegen sich eigentlich gar nicht ans Spalier schicken, sondern blos hochstämmig gut wachsen. Wer demohngeachtet Herzkirschen am Spalier zu haben wünschte, der pfropfe oder oculire sie auf wilde Süß- oder Vogelkirschen, zu welchen letzten man füglich kommen kann, wenn man sie entweder aus den Steinen, oder aus bloßen Zweigen, eben also erzieht, wie ich weiter unten bey den Quitten zeigen werde. Die Weichsel-Kirscharten taugen gut ans Spalier, und wachsen nicht zu frech. Es ist sehr wohl gethan, wenn man Kirschsteine in Menge (und zwar nach der im zweyten Abschnitt angebrachten wichtigen Bemerkung, entweder gleich mit sammt der Frucht oder doch wenigstens noch naß aus derselben) ins Erdreich stecket. Die daraus erwachsenden Stämmchen wachsen ungemein freudig. Man muß dabey nicht die Steine von süßen Kirschsorten unter die von sauren gemengt einlegen, denn da wir eine Hauptregel haben, von deren Befolgung man, wenn man dereinst die aus den Steinen kommenden Stämmchen veredelt, durchaus nicht abgehen darf, (nämlich sie heißt: auf einen sauren Kirschstamm darf blos sauer, auf

einen süßen, aber sauer und süß gepfropft oder oculirt werden) so könnte es leicht geschehen, daß man die durch einander gewachsenen Bäumchen falsch beimpfte, wiewohl man einen süßen Kirschstamm von einem sauern dadurch mit leichter Mühe schon genugsam unterscheiden kann, daß erstere weißgraue Schäffte, hellgrüne, große, faltigte, dünne und sehr zackigte Blätter haben, die sauern hingegen dunkelgraue Stämme, kleine, glatte, dicke, dunkle und wenig, aber sehr regelmäßig ausgezackte Blätter. Die einzige Gefahr, welche bey Erziehung der Kirschstämmchen aus den Steinen, ist, besteht in denen sich in manchen Jahren noch zu Ende Aprils oder gar noch später einfindenden Frösten. Diese machen die kaum aufgegangenen Stämmchen leichtlich schwarz, worauf sie gänzlich verderben; diesem Uebel kann man nach Gelegenheit dadurch abhelfen, daß man, wenn Abends der Frost zum voraus zu merken ist, durch irgend einige Verdeckung die Stämmchen in Sicherheit bringet. Kirschbäume braucht man nicht, wie andere, um der Pfahlwurzel willen zu versetzen, denn sie treiben eben keine sonderliche, man läßt sie daher ruhig stehen, so werden sie desto früher die zum Oculiren oder Pfropfen erforderliche Stärke bekommen.

Von dem Schlehenbaum, dessen Frucht weit besser und größer ist, als die gemeinen Schwarzdorns-Schlehen, pflanzt man die Art

durchs Oculiren auf junge Pflaumenſtämmchen fort.

Der **Kaſtanienbaum** mit guter eßbarer Frucht (denn der wilde gehört hieher nicht) will nicht überall gut fortkommen, am wenigſten im trocknen kraftloſen Boden, man hüte ſich, ihm beym Verſetzen ſtark zu beſchneiden, auch pflanze man ihn an keine warme Lage, denn da er ohnehin gern zu früh treibt, ſo fällt ihm leicht noch widrige Witterung in die Blüte. Will man ihn aus der Frucht erziehen, ſo lege man ſolche, nachdem man ſie bis zu Ausgang Februars im feuchten Sand aufbewahrt hat (wovon im zweyten Abſchnitt gehandelt worden iſt) zu erwähnter Zeit, gleich feucht aus dem Sand, zwey Fingerbreiten tief ins Land; weil aber dieſe Kernſtämmchen zuweilen aus der Art ſchlagen, und ſchlechte Frucht tragen, ſo wird man, wenn man ſie mit edlen Reiſern bepfropft, am allerſicherſten gehen.

Der **Corneliuskirſchen- oder Herlitzenbaum** kann aus Zweigen erzogen werden, wenn man ſie (und zwar ſolche, welche im nämlichen Jahr erſt hervorgewachſen, oder Sommerlatten) im October abſchneidet, ſo daß jeder Zweig von ſeiner Spitze an (welche ihm nicht weggeſchnitten werden darf) ein halbe Elle lang bleibt, und ſolche ſodann auf ein lockres (aber ſchon einige Wochen zuvor umgearbeitetes) Land

alſo

also einsetzet, daß die Zweige nur einen Finger lang aus dem Erdreich hervorstehen. Beym Einsetzen muß man sie (und alle dergleichen Schnittlinge oder Setzzweige) etwas angießen, damit die Erde an sie anschließe, und die Zweige nicht hohl und denen nachmaligen Fröstẽn (welche das Land, wenn es nicht gehörig anschließt und sich gesetzet hat, in die Höhe zu heben und dadurch die Zweige zu verrücken pflegen) zu ihrem Schaden ausgesetzt liegen. Im darauf folgenden October, wo sie ein Jahr hier gestanden, werden diese Zweige, woferne man sie den Frühling und Sommer über nicht verdorren lassen, bewurzelt seyn. Wer sich diesen Baum durch die Steine anziehen will, wird sich in etwas dabey gedulden müssen. Man lege die Früchte deshalben, ohne die Steine heraus zu nehmen, wenn sie überreif und etwas angefaulet sind, in einen Topf also ein, wie es im zweyten Abschnitt gelehrt worden; dieses zugebundene Gefäß hohle man aber, nicht wie daselbst, bey Gelegenheit der andern Steine (von Pfirschen, Apricosen, Pflaumen, Kirschen ꝛc.) gezeigt ward, im Februar des nächsten Jahres aus der Erde heraus, denn sie sind noch härter als jene Steine, und würden zu dieser Zeit noch wenig Veränderung gelitten haben, vielmehr lasse man sie verscharrt, bis in den zweyten Februar, welchen sie auf solcher Stelle erleben. Hätte man also im Herbst 1784. dergleichen eingescharrt, so hole man sie im Februar

bruar 1786. wieder heraus, und lege sie alsobald ganz feucht an Ort und Stelle ins Land, z. B. gleich in Furchen zu einer dereinstigen Hecke ein; dieses scheinet langweilig, allein ein Jahr vergeht geschwind genug. Vielleicht wäre auch durchs Einfeilen, wodurch man manches harten Saamensdicke steinerne Rinde zerfeilen kann, ein früheres Aufgehen heraus zu bringen.

Der welsche Nußbaum darf nicht in eine warme Stelle gepflanzt werden, sonst treibt er zu früh, und ein geringer Frost macht seine jungen Triebe schwarz, deshalb er auch in den Thälern leichter erfriert, als an den kältern Höhen. Er muß für sich allein, nicht aber unter andern Bäumen stehen, indem er mit seinen Wurzeln allzusehr nach Nahrung um sich greifet. Er nimmt mit geringem Erdreich vorlieb, dafern es nur einigermaßen locker gemacht worden, deswegen ist er gut auf freye Plätze, Wege, Gräben und Felder zu setzen, kein Wild, keine Raupe benagt ihn. Dieses Glück haben die meisten andern Baumarten nicht, besonders pflegen die Hasen, wenn sie zur Winterszeit zu jungen Bäumen kommen können, ihnen die Rinde ihres Schaffts abzuschälen, wodurch ein Baum zu Grunde gerichtet wird, man müßte ihn denn, wenn der Schade noch nicht groß wäre, durch obige Gärtnersalben und Umschläge er[illegible]en können; wer daher sich in der verdrießlichen La-

ge befindet, bey seinen jungen Bäumen Hasen zu sehen, der schütze sich einigermaßen dadurch, daß er im November jedes Stämmchen, so hoch als ein sich bäumender Hase reichen kann, am Schafft mit Stroh dick umwinden, auch wohl darüber weg einige Dornenzweige binden lasse, wodurch der Hase zurück gehalten wird, im Ausgang kann man dergleichen Verwahrung wegmachen, denn da findet jedes Wild an seinen versteckteren Plätzen Nahrung genug. Der welsche Nußbaum will mit besondrer Aufmerksamkeit, am liebsten freylich gar nicht, versetzt seyn; man darf ihn weder tiefer setzen, als er zuvor gestanden, (vor welchem sehr großen Fehler schon im vierten Abschnitt bey allen Baumarten gewarnet worden) noch auch seine Wurzeln und Krone unvorsichtig stutzen, hiergegen ist er ungemein empfindlich, welches auch aus der Natur seines Holzes, das, so lang es jung ist, sehr leicht, weich und inwendig offen am zellenförmigen Mark wächset, begreiflich wird. Man geht daher am allersichersten und vernünftigsten, woferne man beym Ausheben dermaßen weit ausholet, daß die sämmtlichen Wurzeln unbeschädigt heraus kommen, wornächst man an den Zweigen gar nichts zu verstutzen nöthig hat. Ich halte es auch für das sicherste, ihn erst im Frühling, nach Verlauf der mehresten Fröste, in eine den Winter über offen gelegene Grube durch oben angepriesenes Einschlämmen einzusetzen. Will man ihn

aus den Nüssen erziehen, so legt man im Herbst die schönsten und schwersten entweder gleich ins Land oder einstweilen bis zum Ausgang Februars in den oben gedachten für die Steine empfohlnen Topf. Siehe den zweyten Abschnitt. Weil aber diese Kernstämmchen leicht aus der Art gehen, und schlechtere Nüsse tragen, so oculire man sie.

Der schwarze Maulbeerbaum, mit beliebter Frucht, wird sowohl an das Spalier gelegt, als auch hochstämmig erzogen. Will man ihn aus Saamen erziehen, so nimmt man recht vollkommen reife Früchte, zerdrückt sie in einem Gefäß und gießt auf diese zerquetschten Maulbeeren frisches Wasser, sodann fährt man mit dem Zerreiben fort, bis alles Fleisch zu Brey geworden ist; hierauf wird das Wasser so vielmal ab- und frisches aufgegossen, bis der sich zu unterst setzende Saame rein ist. Letzterer muß hierauf an der Luft getrocknet und im November auf gutes leichtes (nicht aber gedüngtes) Land gesäet werden; wobey sich verstehet, daß besagtes Land durch zeitiges Graben sich schon gehörig gesetzet haben muß. Ueber den auf dieses Erdreich gestreuten Saamen muß mit einem klaren Siebe ganz leichte Erde also aufgesiebet werden, daß der Saame kaum eines kleinen Fingers dick Erdreich über sich bekomme, außerdem dieses kleine Gesäme mit seinen schwachen Keimchen nimmermehr hindurch

stoßen,

stoßen, sondern sicherlich ersticken würde. Die aus dem Saamen erwachsenden Bäumchen tragen zwar gute Frucht, es wird aber wohl am besten gethan seyn, wenn man von einem Maulbeerbaum, der, wie es zu geschehen pflegt, zuweilen vor andern besonders große Früchte trägt, die jungen Stämmchen oculirt. Auch kann man den weißen Maulbeerbaum, der bekanntlich nichts als Blätter vor die Seidenwürmer trägt, mit dem schwarzen bepfropfen oder oculiren, und dadurch eßbare Frucht von ihm erlangen. Ferner kann man den schwarzen Maulbeerbaum durch die aus seiner Wurzel aufschießenden Sprößlinge vermehren, wollen keine dergleichen hervorwachsen, so kann man durch Absägung eines alten etwa überflüßigen Stammes darzu gelangen, und zwar sägt man ihn nahe an der Erde im Monat März ab, die hierauf aufschießenden Wurzelsprößlinge häufelt man, welches Anhäufeln darinnen besteht, daß man an die im Frühling hervorgetriebenen Wurzelschossen im nächstfolgenden Herbst einen ziemlich hohen Hügel Erde bringt, so daß sie aus solchem etwas hervorragen; hierdurch geschieht es, daß die bisher über der Erde gestandenen, nunmehro aber im Erdreich steckenden Augen der Sprößlinge Wurzeln in den angehäuften Hügel treiben, folglich ungefähr innerhalb Jahresfrist abzunehmen sind. Auch durch Zweige kann man diesen Baum vermehren, woferne

man

man im October Sommerlatten nimmt, einer halben Elle lang, und solche, ohne ihre oberste Spitze (durch welche, wenn sie gestutzt, folglich offen würde, Luft und Kälte eindrängen) abzuschneiden, an einem solchen Ort etwas über die Hälfte ihrer Länge in die Erde setzet, welcher nur etwas Sonne hat. Man irrt sich nämlich, wie ich aus Erfahrung schließe, allerdings, wofern man einen Zweig, der Wurzel fassen soll, an einer solchen Stelle ins Land einlegt, welche gänzlich schattigt ist. Wahr ists, es hält sich daselbst immer feucht, welches dem Zweig zu gönnen ist, aber die beständige Kälte eines solchen Platzes muß nothwendig das Austreiben der Wurzeln verhindern. Entscheidende Beweisthümer (z. B. die von dem Herrn von Dieskau in seinen Gärtnereyvortheilen über die Erziehung des Goldlacks aus Zweigen bemerkten Wirkungen) führen uns nothwendiger Weise dahin, dergleichen Setzzweige auf eine allerdings sonnigte (nicht aber ihr gerade allemal aufs schärfste ausgesetzte) Stelle zu pflanzen. Dieses habe ich auch seither mehrentheils gethan, und dabey, durch Feuchthalten des Bodens und Belegen desselben mit kurzem Mist oder Multer, das Austrocknen und Aufreißen desselben, welches hier höchst nachtheilig ist, verhindert; wodurch ich weit glücklicher zum Zweck gekommen, als wenn ich in vorigen Zeiten meine Setzlinge in den Schatten einsetzte.

Besonders gut habe ich gefunden, einem an eine sonnigte Stelle gepflanzten unbewurzelten Setzzweig dergestaltigen Schatten zu machen, daß er selbst (durch irgend einige Verdeckung, die sich jeder selbst am besten erfindet) im Schatten stand, der Boden rings um ihn her aber an der offnen Sonne blieb; hierdurch ward der Boden gehörig erwärmt, und der Zweig doch nicht zu früh in Gefahr des Vertrocknens gebracht. Zweige des Maulbeerbaums, welche tief nach der Erde zu wachsen, kann man, ohne sie abzuschneiden, in ein darneben ins Land gemachtes Gräbchen herabbeugen, und mit etwas Erde, so daß blos die Spitze heraus ragt, überdecken, durch welches Senken sie auch Wurzeln fassen. Es liebt dieser Baum einen Ort, wo er vor den schneidenden Winterlüften und dadurch verursachter harter Kälte gesichert ist, welches durch vorliegende Gebäude ꝛc. bewirkt werden kann. Wenn man ihn am Spalier zieht, so hüte man sich bey ihm (wie bey allen wohlgezogenen Zwergbäumen, Pfirschen und Apricosen ausgenommen) vor dem unvernünftigen alljährlichen Verschneiden, denn da er, wie die mehresten Fruchtbäume an den Spitzen seiner Zweige die ersten Fruchtknospen ansetzt, folglich daselbst am ersten tragbar wird, so würde man durch das Wegschneiden der Spitzen alle Vernunft verleugnen. Diese Bäume gedeyhen in mancherley Boden, nur darf er nicht

sum-

sumpfig, folglich kalt seyn. Ich habe schon oben angeführt, daß sich der nasse Boden um seiner Kälte willen gar nicht für die Obstbäume schicke. Uebrigens ist dieser Fruchtbaum, in ganzen Plantagen angepflanzt zu werden, besonders würdig, zumal man selbst unter ihm und um ihn herum Gerste, Wicken, Flachs, Buchweitzen und andre dergleichen den Boden nicht auszehrende Früchte bauen kann, als welche, wie im ersten Abschnitt gezeigt worden, mit Nutzen in dem bearbeiteten unverraßten Erdreich eines Baumgartens zu gewinnen sind.

Daß man den **Quittenbaum** auch aus Kernen erziehen könne, habe ich zwar niemals weder gelesen noch gehört; dennoch versuchte ichs im Februar 1782. und legte einige, aus einer überreifen Quitte geschnittene, und bis dahin in einer kühlen Kammer und Papierdüte verwahrte Kerne; hätte ich sie früher oder gar naß aus der Frucht, und mit andern Kernen zugleich gelegt, so war wohl zu befürchten, daß diese besonders weichen und schleimigten Kerne verfault wären. So aber giengen sie zu Anfang Mays aufs beste auf. Ich hatte sie, weil bey einem Versuch auch gehörige Aufmerksamkeit nöthig, in einen mit gemeinem Gartenerdreich angefüllten Blumentopf gelegt, und ob sie wohl in demselben mit weniger Sorgfalt andrer Geschäfte halben von mir gepflegt wurden,

so waren sie doch im Herbst des nämlichen Jahres nicht im geringsten kleiner oder schwächer, als die mit ihnen zugleich gesteckten Aepfel- und Birnbäumchen, ja von diesen beyden letztern Arten waren viel Stämmchen noch nicht mit den jungen Quitten zu vergleichen; deswegen will ich sie im jeztbevorstehenden Winter, weil es doch ihr erster ist, und Quitten leicht erfrieren, mit ihrem Topf im Hause durchwintern, es versteht sich aber, in einer solchen Kammer, worinn es sogar etwas frieren kann, und bey häufig zugelassener kalter Luft, denn weichlich sollen sie nicht werden, sondern nur vor dem härtern Frost und gleich darauf fallenden Sonnenschein (siehe den gegenwärtigen Abschnitt, Nro. 2.) bewahrt seyn. Im folgenden Frühjahr sollen sie alsdenn ins freye Land gepflanzt seyn, weil sie da schon härter werden, ja vielleicht hätte man sie schon anjezt vor Winters dahin pflanzen können, (woferne sie nur die Morgensonne nicht beschiene) allein weil ich ihrer vorjezt nicht mehrere habe, will ich keinen an die Probe wagen. Schlagen sie ein, woran ich gar nicht zweifle, so muß doch allezeit, wie bey allen Fruchtarten, ein aus dem Saamen erzeugtes Stämmchen vor einem solchen, welches aus einem Zweig oder Wurzelausläufer gezogen worden, seine guten Vorzüge haben. Denn es findet sich am leztern, besonders die Unart, daß sie noch im Alter immerfort wieder

Wur-

Wurzelsprößlinge treiben; und man immer zu vertilgen hat. Auch muß man, wie bey anderm Obst, durch den Saamen neue Arten hervorbringen können, wozu es sich bey mir schon bey dieser ersten Probe anließ, indem nämlich ein einziger meiner jungen Bäumchen ein von den übrigen gänzlich unterschiednes Blatt zeigt, die übrigen haben gewöhnliche Quittenblätter, er aber solche, welche mehr den Apfelblättern gleichen und ausgezahnt sind. *)

Will man einen alten Quittenstamm, der keine Wurzelsprossen treibt, darzu bringen, so darf man ihn nur nach der beym Maulbeerbaum ertheilten Anweisung absägen, und die Sprößlinge

*) Beyläufig sollten wirklich angemessene öffentliche Versuche über die Entstehung neuer Obstsorten aus dem Saamen angestellt werden. Wäre nicht hierzu das Legen der Kerne in Salpetererde, welche Reichardt in seinem Land- und Gartenschatz im fünften Theil bey der Gelegenheit der Nelken, aus Rammelts Auffsatz beschreibt, der Probe würdig? denn daß man mit solcher im Blumenreich rc. ausnehmend veredeln könne, weiß ich aus den zuverläßigsten Versuchen. — Mit allen Düngarten sollte man es probiren, naß aus der Frucht, und auch trocken.

linge nachmals, wenn es nöthig ist, behäufeln. Auch aus Zweigen läßt sich der Quittenbaum sehr gut vermehren, man säge sich zu Anfang Märzes starke Aeste heraus, (dünner als Fingers dick dürfen sie nicht seyn, sonst schlagen sie nicht an) schneide sie in lauter Stücken, einer Elle lang, verklebe ihr oberstes dünnres Ende mit Baumwachs ꝛc. und setze sie auf vier und zwanzig Stunden ins frische Wasser, nach Verlauf derselben aber ins Land, so daß von jedem dieser Stöcke kaum die Hälfte heraus guckt, man gieße sie an, damit die Erde stark an sie schließe, und bedecke den Boden mit kurzem Mist oder Multer, um ein nachtheiliges Aufreißen und Austrocknen zu verhindern. Auf solche Art wird man bald das Vergnügen haben, diese bloßen Zweige die schönsten Augen treiben zu sehen, doch dürfen nicht irgend späte Fröste einfallen, als welche mir erst heuer (1782.) eine Parthie solcher schon beynahe ausgetriebener Aeste gänzlich tödteten. Noch merke man von den Quittenstämmchen, daß es zwar gut sey, Birnen auf sie zu oculiren oder zu pfropfen, allein nur keine harten griesichten Birnensorten, denn da auch die Quittenfrucht harter steinichter Natur ist, so würden dergleichen darauf gebrachte Birnen noch ärger und ganz verwerflich werden. Auch dürfen diejenigen nicht auf Quitten veredlen, welche hitzigen losen Sandboden haben, denn die Quittenwur-

zel

zel (auf welcher doch ein solcher Birnbaum steht) verträgt solches Erdreich nicht. Quitten auf wilde Birnstämmchen zu veredlen, geht recht gut an, und würde daher denen, welche doch im Sandboden gern Quitten ziehen wollten, am ehsten noch zu rathen seyn.

Den Feigenbaum können wir in unserm kältern Clima an freyer Luft nicht hochstämmig ziehen, wohl aber ans Spalier setzen, und daselbst in die Breite leiten. Man behandelt ihn wie die ausländischen raren Weinsorten, außer daß er noch zu trockner Zeit im Sommer gehörig begossen, und über und über besprützt werden muß, damit er seine Früchte nicht vor der Reife fallen lasse. Im Herbst nimmt man seine Aeste zusammen, und leget sie, wie beym Wein geschieht, in eine neben dem Stock ins Land gemachte Furche, in welcher sie mit Erde überdeckt und dadurch vor der Winterkälte beschützt, auch nicht früher aufgedeckt werden, als bis die Fröste vorüber sind. Im Schnitt wird er, weil er wie die Pfirschen und Apricosen am liebsten am jüngsten Holz trägt, gleichwie diese behandelt, das heißt, man läßt zwar die meisten Hauptzweige unverstutzt, schneidet aber die aus ihnen entspringenden Nebenästchen alljährlich etwas. Im Winter fressen ihn die Mäuse gern an, wogegen man aufmerksam sey. Man kann ihn sowohl durch die Wurzelausläu-

 fer,

ser, als auch dadurch vermehren, daß, wenn man ihn im Frühjahr beschneidet, vorjährige Sommerlatten einer halben Elle lang mit unverkürzter oberster Spitze abgeschnitten und an eine schickliche Stelle (siehe beym Maulbeerbaum) eingesetzt werden, welche gut Wurzeln fassen.

Der **Hollunderbaum** muß nicht unter andre Arten gepflanzt, sondern für sich allein an die geringsten Stellen gesetzt werden, er wuchert zu sehr um sich, nimmt auch gern mit schlechtem Boden vorlieb. Man kann ihn sehr leicht vermehren, wenn man Sommerlatten im Frühling oder Herbst ein bis zwey Ellen lang abschneidet, und solche an diejenige Stelle, wo sie stehen bleiben sollen, nachdem der Boden gehörig locker gemacht worden, also einsetzt, daß ein Drittheil über der Erde heraus stehe. Man muß ihn hochstämmig ziehen, und nicht so wild wachsen lassen.

Die **Johannis- und Stachelbeeren** lassen sich sehr gut aus Zweigen vermehren, wenn man im October Sommerlatten von ihnen abschneidet und an schickliche fette Stellen einsetzt. Auch kann man die am niedrigsten stehenden Zweige in eine neben den Stock gemachte Grube beugen, und mit Erde etwas bedecken, wodurch sie gar leicht aufs beste anwurzeln.

Man

Man lockre das Land um die Stöcke alle Herbst gehörig auf, grabe auch dabey alle drey Jahr etwas fetten Mist mit unter. Sie können auch hochstämmig gezogen werden, so daß sie oben eine kugelförmige Krone haben. Wenn man die Büsche zu dicht in einander verwachsen läßt (welches durch lüftiges Schneiden zu verhindern) so hängen sich die, das Dumpfige liebenden, Blattläuse häufig an die Beeren und Zweige. Versetzt man sie, so setze man sie etwas tiefer, als sie vorher gestanden, dann treiben sie aus dem mit in die Erde gekommenen jungen Holz neue gute Wurzeln.

Himbeeren, welche auch Hollbeeren heißen, lassen sich durch ihre häufigen Wurzelausläufer, welche man im Herbst aushebt, gut vermehren. Sie nehmen mit sehr schlechtem Erdreich vorlieb, wenn es nur einigermaßen locker gemacht worden, und zuweilen etwas Düngung beygegraben wird. Man kann sie sogar an die kalte Mitternachtslage, wo sonst nichts wachsen will, mit gutem Nutzen pflanzen. Ihre Sommerlatten gehen alle Jahr, sobald als sie getragen haben, ein, und kommen dagegen neue hervor, deshalben findet man beständig dürre Stengel bey ihnen, worauf einige fälschlich glauben, sie wären erfroren.

Haselnüsse können durch die Ausläufer, ingleichen durch die Nüsse (wie die welschen) vermehrt werden, durch den letzten Weg bekommt man zuweilen neue, besonders große, wohlschmeckende Arten, die man sodann durchs Oculiren auf die gemeinen fortpflanzt. Sie kommen überall fort, und können füglich hochstämmig gezogen werden, weil sie sonst zu wild wachsen.

Endlich wird die große Hambutte, deren schöne Frucht sich der Größe eines Aepfelchens nahet, sowohl durch ihre Kernen, als auch dadurch erzogen, daß man einen Stock an seinen Wurzeln aufgräbt, und das mehreste Theil einer solchen Wurzel über die Erde heraus beugt, wornächst es Zweige treibt, und an seinem noch in der Erde steckenden Theil vollends Fasern ansetzt. Auch kann durch das Abschneiden und Behäufeln eines Stocks (wie solches beym Maulbeerbaum vorgekommen) die Vermehrung vor sich gehen; doch thut man dabey wohl, die angehäufelten Zweige zuvor, wie die Nelken einzuschneiden, oder zu senken, damit sie um so viel eher in den umgelegten Erdhügel Fasern treiben.

Da ich den

Weinstock

weder

weder zum Küchen - noch Blumengarten rechnen kann, so muß ich ihn in diesem

Siebenden Abschnitt

Abhandeln, dabey aber zum voraus erinnern, daß hier nur von ausländischen seltnen Weinsorten, keinesweges aber von denen deutschen Landweinen, deren Bau in allen Provinzen unterschiedlich ist, die Rede seyn werde. Man setzt besagte rare Sorten an die Spaliere, Bogengänge rc. und zwar am besten an die Mittagslage, welches die wärmste und schicklichste. Der Boden sey wie er wolle, wenn er nur gehörig durchs Wenden aufgelockert, alle drey oder vier Jahr durch Beygrabung fetten Kuhmists (doch so, daß solcher die Wurzeln nicht berühre) gedüngt und durchaus nicht sumpfig ist, denn wie könnte sich der Traubensaft in sumpfigem Boden läutern. Man hat zweyerley Vermehrungswege, 1) durch die Schnittlinge (Setzzweige, Bloßhölzer). Man schneidet im Merz (wo man ohnehin die Stöcke beschneidet) Sommerlatten des vorigen Jahrs ab, stutzt sie zu, daß jede eine reichliche halbe Elle lang bleibt, verklebt das obere dünne Ende, und setzt sie alsbald an die für sie zubereitete Stelle nicht schräg, (wie gewöhnlich geschieht) sondern senkrecht ein, worauf der klare Boden an sie anzuschieben, und durch gehöriges Be-

gießen

gießen zum Anschließen zu bringen ist. Legt man sie schräg, so kommen sie nicht so tief hinunter ins feuchte Land, können folglich ehe austrocknen, welches bey losem Sandboden von Wichtigkeit, im festen leimichten Boden aber weniger zu befürchten ist. Man setzt sie so tief ein, daß nur das oberste Auge so eben aus der Erde steht. Sehr wohl ist es gethan, wenn man diese Schnittlinge gleich nach dem Abschneiden und Zustutzen in ein Gefäß stellet, in welchem einer Hand hoch frisches Wasser stehen muß. In solchem Gefäß, welches täglich mit anderm kaltem Wasser versehen werden, und seinen Standort in einer nicht geheizten, doch sonnichten Kammer haben muß, bleiben die Schnittlinge, bis die Augen im Wasser austreiben, und gänzlich grün werden, welches bey gewöhnlicher Witterung zu Ende Aprils, wo die Fröste vorbey, zu geschehen pflegt, alsdenn setzt man sie ein, mit möglichster Vorsicht, die ausgetriebnen Augen nicht abzustoßen, nach oben beschriebner Manier. Auch im October kann man dergleichen Bloßhölzer nach ersterer Weise ins Land setzen, ja es ist solches der beste Weg, in dem Fall, daß man befürchten müßte, mit den Bloßhölzern betrogen zu werden, und die rechte Sorte nicht zu bekommen; denn zu dieser Zeit kann man annoch die Frucht am Stocke sehen. Es geht sogar an, im Nachsommer Reben abzuschneiden, solche in feuchten

Umschlägen und nachmals in einer schattigen Stelle einzuschlagen, bis die rechte Zeit zum Einsetzen herbey kommt; ein ähnlicher Vortheil ist oben im dritten Abschnitt von Pfropfreisern nachzulesen. 2) Kann man im März zur Zeit des Weinschnitts vorjährige Ranken, (Sommerlatten) ohne sie vom Stock abzuschneiden, in eine neben dem Stock gemachte, noch nicht gar spatentiefe Furche niederbeugen und die herausgeworfne Erde darüber legen, so daß blos die Spitze der Rebe heraus sieht, will der eingelegte Ranken nicht gutwillig in der Furche bleiben, so wird er durch Haken ꝛc. darzu genöthigt. Im Herbst hat er Wurzeln, und kann abgenommen werden, um an eine für ihn bereitete Stelle gesetzt zu seyn, wobey zu bemerken, daß man ihm vor diesem Einsetzen die überflüßige Länge wegschneiden müsse, damit er nicht verhindere, daß beym Einsetzen ein Theil seiner (aus der hervorragenden Rebenspitze getriebnen) Zweige mit hinunter ins Erdreich komme. Durch dieses tiefe Setzen wurzelt er noch aus dem hineingebrachten jungen Holz, und schlägt weit sichrer an, als wenn man blos seine in der Furche getriebene Wurzeln ins Erdreich bringen wollte. Weinstöcke, welche man wie Bäume, und folglich also versetzt, wie sie vorher gestanden, gehen leicht zurück, dahingegen ein um ein gutes Theil tiefer gepflanzter, wenigstens aus den hineingekommenen jungen

Holzfasern sich erhalten wird. Man lasse deshalb nur wenige Augen über der Erde hervor stehen. Treibt nun ein entweder aus dem Schnittling, oder aus der ganzen Rebe (denn solche im März in Furchen zu legende Reben werden zuvor nicht beschnitten) gezogner junger Weinstock zum erstenmal aus, so muß man in diesem ersten Jahr an ihm alles, wie es wächst, aufschießen lassen und nichts stutzen. Im zweyten Frühjahr aber, wo ihre Augen folglich zum zweytenmal an dieser Stelle austreiben, schneidet man sie zu Ausgang Märzes an ihren besten Ränkchen kurz weg, nämlich auf drey Augen, damit sie, wie alles, was an das Spalier soll, fein in der Tiefe die ersten Aeste treiben, im dritten Jahr läßt man sie beym Schnitt etwas länger, und giebt dann alljährlich noch etwas an der Länge zu, besonders wenn der Stock sehr heftig treibt. Es thun solches manche Sorten, und man muß sich dabey, wie bey denen gleichmäßigen Bäumen oben gelehrt worden, verhalten, das heißt, sich vor vielem Schneiden sorgfältig hüten, damit die Stöcke nicht vom Tragen abgehalten werden, als welches Fruchttragen ohnmöglich ist, indem der Weinstock seine Frucht nicht aus älterm Holz, sondern nur aus Sommerlatten treibt, folglich derselbe, wenn man ihm letztere wegschneidet, seiner Natur nach nicht tragen kann. Man kann hierbey fast alles, was oben vom Schnitt

der

der Spalierbäume gesagt worden, anwenden. Nur dann ist, eben wie am Spalierbaum, ein starker Schnitt des Weinstocks vernünftig, wenn man entweder Lücken ausfüllen, oder einen allzu tragbaren Stock stärker mit Holz besetzen, oder einen ganz alten, vor Alter dem Tode nahen Stock aufs neue auf einige Zeit herstellen will, in welchem letztern Fall man solchen an seinen ältesten oft Arms dicken Reben ziemlich kurz schneidet, und ihn dadurch nöthigt, aufs neue stark zu treiben. Dieser Trieb würde aber demohngeachtet so stark nicht seyn, wofernnicht zugleich um den alten Stock herum eine ziemliche tiefe Grube ausgeworfen, alter Gassenkoth, oder andre fette Düngung, darein gethan, und die Erde wieder darüber geworfen würde; dieses Düngen (welches die bloßen Wurzeln nicht berühren darf) mußte im Herbst und ermeldter kurzer Schnitt im nächstfolgenden März geschehen. An allen Weinstöcken darf man zweyerley Holz nicht dulden, sondern muß es, vornehmlich durch den Sommerschnitt, (dessen oben weitläuftig gedacht worden, und der auch beym Weinstock sehr nöthig anzuwenden) gleich in seinem Ursprung vertilgen. Nämlich 1) alles, was außer der Figur z. B. nach dem Gesicht zu wächst, wie auch die Wasserranken, welche man, eben wie bey den Bäumen, an ihrem frechen Wuchs, hauptsächlich aber an ihren sehr weit aus einander stehenden Augen

erken-

erkennet. 2) Alle Ranken, welche unmittelbar aus dem ältern Holz treiben, diese taugen wenig, werden zu spät tragbar und überwachsen andre. Einige behaupten, dergleichen Ranken trügen niemals; allein ich habe aus der Erfahrung das Gegentheil jedennoch so viel gesehen, daß ihre Fruchtbarkeit nicht die nämliche ist, wie an solchen Sommerlatten, welche aus keinem ältern Holz, als aus Sommerlatten, hervorgetrieben; hätte man sie daher nicht zum Ausfüllen einer Lücke zuweilen höchstnöthig, so soäte man keine dergleichen Ränke beybehalten. Bey dem Schnitt tragbarer Weinstöcke stutze man, wie gesagt, zumal bey frechtreibenden Sorten nicht tiefer, als daß das größte Theil der Sommerlatte bleibt und nur das kleinere Theil wegkomme. Bey guten Jahren bringt man sich um eben so viel Trauben, als man Knoten der Ranke abschneidet. Nach Beendigung des Schnitts werden die Reben angebunden, welches nicht allzu fest, und (wie schon bey den Spalierbäumen gezeigt ward) allezeit in einer schiefen oder schrägen Richtung geschehen muß, denn diese nicht gerade in die Höhe, sondern schief geleiteten Zweige sind eben dadurch etwas gezwungen, welches einen langsamern Umlauf des Baumsafts und eben dadurch die Tragbarkeit ungemein befördert. Treiben die angebundenen Reben aus, so hat man aller vierzehn Tage bis in den Julius mit dem Som-

merschnitt zu thun, um dadurch sowohl alles am unschicklichen Ort hervortreibendes, als auch an die auf schicklicher Stelle stehenden sich ansetzendes Holz zu vertilgen. Letzteres wird Geitz genannt, und treibt hinter jedem Blatt einer Ranke aus. Ihn allzu bald, gleichwie er hervor wächst, zu vertilgen, ist nicht wohl gethan, es triebe sonst dennoch neuer, wodurch sich der Stock sehr angriffe und Augen austriebe, welche doch erst im folgenden Jahr austreiben sollen. Man lasse daher den Geiz erst etwas fortwachsen, und wenn er fast zweyer Hand lang ist, so breche man ihn sämmtlich weg, denn alsdenn läßt der starke Trieb des Stocks schon nach, und die Trauben (welchen der Geiz schädlichen Schatten macht, und die Nahrung entzieht) kommen in stärkeres Wachsen, worein sie nicht kommen, sondern vielmehr sehr dürftig zunehmen und unreif bleiben würden, woferne man nicht zu besagter Zeit sowohl den Geiz, als auch alles andre unnütze, oder über das Spalier hinaus gewachsene Holz hinweg nehmen wollte. Dabey kann man aber alljährlich einige Ranken, welche keine Trauben haben, ebenfalls beybehalten, wofern sie nur am rechten Ort aus guten Sommerlatten hervor gewachsen, und mit nahe an einander stehenden Augen versehen siud, denn da man immer zuweilen einige Ranken Alters oder Gebrechlichkeit halben abdanken muß, so ist es auch nöthig,

schon neue an deren Stelle in Bereitschaft zu haben. Manche glauben den Trauben dadurch eine Güte zu thun, wenn sie (noch außer dem Geiß) auch die sonstigen Blätter, hinter welchen die Traube hängt, abschneiden, und ihr dadurch mehrere Sonne verschaffen; allein dieses ist vielmehr schädlich, indem die Blätter der Traube (und denen dann noch verschlossenen, im folgenden Frühjahr aber austreibenden hinter sich habenden Knospen) mehr Nahrung in die Ranke herbey ziehen als benehmen. Diese an freyer Sonne ohne Blätter hangenden Trauben werden nie so gut, als die etwas beschatteten (jedoch vom Geiß gänzlich und bey Zeiten erretteten) Früchte zur Reife gelangen. Im November, wenn die Witterung hart wird, beugt man bey trockner Witterung die Ranken an die Erde nieder, und bringt sie durch übergeworfnes Erdreich, vorgelehnte Rasenstücke, welche man in großen Tafeln aussticht, ingleichen durch Breter ꝛc. unter eine leichte Bedeckung, denn an der Mittagslage haben sie weniger Kälte, als sonst herrschet, auszustehen, und wenn man die Ranken zu tief ins Erdreich bringt, werden sie leicht modrig. In der Mitte des Stocks, wo sich die straffen Ranken, wenn sie alt geworden sind, nicht mehr, ohne zu brechen, in die Erde beugen ließen, ist bemeldte Verdeckung mit Bretern und Rasentafeln die beste. Im März, bey gesunder Witterung nimmt man sie wieder hervor.

Achter

Achter Abschnitt.

Von den Feinden der Baumgärtnerey.

Die Ratten werden leicht dadurch getödtet, daß man ein Loth zu Pulver gestoßne Krähenaugen mit zweymal so viel Mehl und fast eben so viel zerlaßnem Speck vermischt, und von dieser Mischung auf Scherbenstücken ganz kleine Klümpchen an diejenigen Orte setzt, wo sie hin zu kommen pflegen. Können Hunde und Katzen (und überhaupt alle blindgebohrne Thiere) dazu kommen, so sterben sie ebenfalls nach dem Genuß.

Mäuse kann man füglich durch folgendes Mittel tödten, wenn man Erbsen mit weißer Nießwurzel abkocht, und diese hierdurch vergifteten Erbsen in ihre Löcher wirft. Ingleichen wenn man eben diese Wurzel zerpülvert, mit Mehle vermischt, und Honig (auch wohl Syrup) darunter knetet, sodann Kugeln daraus macht, in Größe der Flintenkugeln, und dieselben entweder auf einem Blech über Kohlen oder auf dem Ofen bey gelinder Wärme und fleißigem Umwenden hart bäckt. Diese Kugeln halten sich Jahr und Tag, und werden beym Gebrauch in einige Stücken zerschlagen,

in die Löcher geworfen. Will man davon, da sie sich halten, viel auf Vorrath machen, so nimmt man zu ein Maaß Mehl ein Pfund Nießwurz und so viel Honig, als zum Kneten nöthig. Dieses sehr bewährte Mittel ist denenjenigen, zu welchen Arsenicum oder andre heftige Gifte kommen, weit vorzuziehen, und wenn man sich nur, indem man es bereitet, nicht zu sehr mit dem Gesicht darauf legt, (in welchem Fall man sehr leicht durchs Athemholen etwas von der Nießwurzel in die Nase zieht, welches ein jämmerliches Niesen erweckt) so hat man gar keine Gefahr zu befürchten, auch dürfen keine andere Hausthiere davon fressen.

Wassermäuse sind eine entsetzliche Plage aller Bäume, ausgenommen des Steinobsts, deren Harz und Geschmack ihnen zuwider seyn mag. Das Kernobst hingegen pflegen sie dergestalt an den Wurzeln zu benagen, daß letztre gar keine Rinde behalten, und darüber, ohne daß man äußerliche Beschädigung über der Erde gewahr würde, jämmerlich zu Grunde gehen. Sie halten sich blos an den Ufern fließender Wasser auf, und haben in denselben ihre Löcher, aus welchen sie sich weiter aufs Land verbreiten. Man fängt sie am besten in gewöhnlichen Fischreusen, welche man also ins Wasser (an dessen Ufer sie ihre Löcher haben) einlegt, daß der Eingang der Reuße Strom ab liege, folglich

lich das Wasser am spitzigen Ende hinein und zur Mündung hinaus fließe, erwähntes spitziges Reußenende muß mit Gras 2c. wohl verstopft seyn. Oben auf dem Bauch der Reuße muß man einen Stein fest machen, damit sie das Wasser nicht empor hebe, sondern vielmehr etwas über sie weggehe. Der eine Rand ihrer Mündung muß durch dazwischen gelegte Rasenstücke 2c. genau an das Ufer treffen, und am andern Rande der Mündung muß, bis zum gegenüber gelegnen Ufer, durch Breter oder ein von Weiden geflochtnes Zäunchen, der Weg versperrt werden, damit die Mäuse nirgends sonst, als in die Reuße, eingehen können. Alle sechs Tage hebt man die Reußen und schüttelt den Fang heraus. Wem es begegnen sollte, daß im Herbst, wo die Mäuse am ärgsten sind, junge Bäumchen von ihnen an den Wurzeln zernagt, oder wohl gar die Wurzeln gänzlich weggebissen würden, der pflanze sie nur alsobald um etwas tiefer, als sie vorher standen, und bringe sie durchs Angießen; oder wenn das Land trocken ist, durchs Antreten recht fest zu stehen, so werden sie wieder frisch wurzeln und gut anwachsen. Wenn man ein Bolle Knoblauch neben einen Baum ziemlich nahe an ihn an, pflanzet, so wird von dem glaubwürdigen Pratje völlige Sicherheit gegen Mäuse versprochen. Auch ist es wohl gethan, um den Ort, welchen man gegen sie verwahrt wissen

will, herum das Land aufzugraben, (z. B. die Gänge und Fußsteige zwischen den Quartieren und Beeten) denn in dem lockern Land können sie nicht gut fort, vermuthen auch kein Futter darinnen.

Den **Maulwurf** kann man durch Aufpassen bey frühem Morgen ertappen, und dabey entweder mit einer Hacke heraus hauen, oder von ferne mit Schrot erschießen, indem er aufwirft. Man muß aber dabey sehr leise auftreten, sich sehr ruhig halten und wider den Wind stellen. Ferner kann man ihn in glasurten Töpfen und mancherley Fallen fangen, unter welchen letztern die Drathschleifen und diejenige die beste ist, welche **Reichardt** in seinem **Land und Gartenschatz** fünften Theil beschrieben und durch Kupferstich abgebildet hat. Allein so vortrefflich letztre auch ist, so dürfte sie doch von derjenigen übertroffen werden, welche der Rath **Seidel** in seiner vortreflichen Abhandlung **vom Spargelbau** neuerlich bekannt gemacht hat. Sie ist kleiner und überall anzubringen. Er beschreibt sie also: Eine stark gestählte eiserne Schiene, fünf Zoll lang, einen halben Zoll breit, einen Messerrücken dick, die sich an beyden Enden in der Breite etwas einzieht, macht die Springfeder aus. Zwey an dieser in der Länge von vier und ein Viertel Zoll fortlaufende runde ein Viertel Zoll dicke eiserne

Stan-

Stangen geben die Schenkel ab, von denen eines gegen ein Viertel Zoll vor dem andern hervorragen muß. Wenn an jedem der letztern drey Viertel Zoll von einander gehieben, gespitzt auf die Seiten in scharfe (rechte) Winkel gerichtet, und diese kleinen Aermchen wieder auswärts mit der Fläche der Springfeder scharf- (recht) winklicht in einem halben Zirkel so gebogen werden, daß sie an den Spitzen die Weite von wenigstens ein und ein Viertel Zoll behalten, so ist nichts mehr übrig, als diesem einzigen Stück zum Theil gestählten Eisen die Form zum Gebrauch zu geben. Dieses geschieht, indem von der Mitte der Springfeder aus die Schenkel gegen einander geleitet werden, daß die Halbzirkel an dem letztern mit ihren Spitzen über einander schlagen, und eben deswillen muß der eine Schenkel um so viel länger seyn als erforderlich, daß der eine Halbzirkel vor dem andern, ohne anzustoßen, vorbeygehen kann. Die Springfeder bekommt daher einen runden Bogen in der Weite von ein und ein Viertel Zoll und etwas mehr als die Hälfte des Zirkels, ungefähr in der Form der Schaafscheeren, nur daß die Schnellkraft einwärts geht. Zur Stellung ist noch eine runde Platte von starkem Eisenblech nöthig, die ein und ein Viertel Zoll hoch, welche mit einem Loch versehen ist, durch welches ein Bindfaden gezogen und sie mit solchem an das Eisen angebunden wird, um nicht

in der Erde verlohren zu gehen; außer diesem Loch muß die Platte noch zwey bis drey größere Löcher kriegen, damit die feuchte Erde, welche man darauf drückt, gut hangen bleibe. Die Springfedern dürfen ehe zu schwach als zu stark seyn, weil sonst der Maulwurf von ihnen abläßt. Eben deswegen wird die Stellplatte auch so gerichtet, daß sie die Schenkel entweder ober- oder unterhalb der Mitte ergreifen, dahero jene desto leichter weichet, und diese zur Zusammenspringung bewegt. Sobald sich der Maulwurf unnütz macht, wird sein Paß aufgesucht, dann spannt man die beyden Schenkel durch Dazwischenstellung der Platte (welche vorher auf der nach den Halbzirkeln zu mit etwas feuchter Erde überklebt wird, damit der Maulwurf nicht schüchtern werde) also aus einander, daß die Halbzirkel anderthalb Zoll und drüber von einander abstehen. Mit dieser Richtung wird das Eisen also in den Paß gelegt, daß die Oeffnungen gegen die Gänge und die Springfedern gegen einander, die Halbzirkel aber zur Seite kommen. Hat man dieses Fangeisen eingelegt, so wird durch ein aufgelegtes Bret der Paß verfinstert, und die Erde rings darum angezogen, damit weder Luft noch Licht hinein falle. Herr Heppe, der Herausgeber eines encyclopädischen Calenders hat dieses Zangeneisen in besagtem Calender ebenfalls beschrieben, und in Kupfer vorstellen lassen; allein es ist solches

ches nicht völlig recht gerathen, daher man sich darauf nur in Verbindung mit der richtigen Seitelschen Beschreibung verlassen darf. Daß der Maulwurf auch dadurch zu tödten sey, wenn man die obgedachten eigentlich für die Mäuse bestimmten Kugeln in dessen Päße werfe, versichert uns Herr Rath Seidel ebenfalls, wie denn auch die Hamster damit zu tödten seyn. Beym Graben der Länderey lese man die Regenwürmer, als die Lockspeise des Maulwurfs, heraus, und werfe sie als eine gute Speise vor die Hühner.

Von dem Schaden, welchen die Hasen anrichten, habe ich schon im sechsten Abschnitt bey dem welschen Nußbaum gehandelt. Die Hasen kriechen in die Gärten unter den Zäunen durch, oder auch, wenn große Schneewehen zaunhoch an den Zäunen liegen und der Schnee trägt (gefroren ist) gehen sie hinein oben über die Zäune weg. Zum Schutz gegen sie legt man Stroh um, oder auch Futterale, die aus zwey langen, walzigen Stücken wie Hohlziegel bestehn und nach dem Umlegen in Ein ganzes verbunden werden. Bey allen diesen Hülfsmitteln ist nur dahin zu sehen, daß so hoch ein Hase sich bäumen kann, alles wohl verwahrt sey. Fällt hoher Schnee, so kann, wenn letzterer hart friert der Hase, der nun erhöhet steht, auch höher an den Stämmen empor reichen;

Hier könnte man also, wenn man nicht auf alles Bedacht nähme, gar stark angeführt werden, und schweren Schaden leiden.

Die Sperlinge werden am allersichersten durch unterweiliges Schießen vertrieben. Blaue Fäden, die man in den Baumkronen zwischen den Zweigen zieht, fallen dem Sperlinge gar gefährlich auf. Er hält solche festgemachte, sich kreuzende, Fäden vor Schlingen und entfernt sich gewiß. Was aber die

Reitwürmer (Werren, Maulwurfsgrillen, Erdkrebse, Gerstwürmer, Gryllo talpae) anbetrifft, welche, gewöhnlich bey der Nacht, nicht allein das Gartenland, wie junge Maulwürfe, häßlich durchwühlen, sondern auch hiebey unter der Erde weit größern Schaden verüben, indem sie den Pflanzen, welche man auf den Gartenbeeten mit allem Fleiße angebauet hat, die Wurzeln zerfressen, worüber alles eingehen muß; so muß man, sie aus ihren unterirrdischen Gängen und Pässen herauszutreiben, letztere, wenn man ihnen zuvor mit den Fingern längsthin nachvisitirt hat, voll Wasser gießen. Diesem wollen die Werren entfliehn und kommen deshalben (indeß man, wenn es eintrocknet, beständig neues nachfüllt, daß der Canal voll bleibe) aus dem Gange herauf. Sobald man dies bemerkt, kann man sie entweder so-

gleich

gleich wegnehmen und tödten, oder man gießt zu öberst auf das in dem Canale bis oben anstehende Wasser etwas Baumöl. Letzteres läßt nun nicht die mindeste äußere Luft in den Canal hinein dringen, folglich müssen alle Werren, die zu dieser bösen Zeit gerade in dem Canale stecken, ohne alle Hülfe ersticken. — Besser ist es, wenn man nicht blos den erwachsenen Werren auf solche Manier auflauert, sondern sich lieber gleich anfangs ihrer Vermehrung entgegen setzt. Man spüre zu diesem Endzwecke, nach obiger Weise, ihren Farthen und Hügeln mit den Fingern nach, so wird man, wenn diese Nachspürung im Junius und Julius, wo ihre Heckzeit einfällt, vorgenommen wird, zuletzt fast immer auf ein unterirrdisches Plätzgen kommen, auf welchem man ein rundes, flaschenförmiges Päckgen, mit Mist umgeben, antrifft. Dieses Päckgen ist das Eyernest und in ihm finden sich gewöhnlich vier bis fünfhundert Eyer beysammen. Welch eine erstaunliche Vertilgung also ist dies schon, nur ein einziges Nest in seine Gewalt bekommen zu haben. Ein vortrefflicher Weg um alt und jung in großer Anzahl zu vertilgen, ist dies: Man gräbt im September auf demjenigen Feld- oder Gartenlande von dem man sie hinweg haben will, einige Gruben oder Löcher in die Erde, jedes Loch drey Fuß (anderthalb Ellen) tief. Diese fülle man alsobald mit frisch aus den Ställen gekommenen

menen Pferdemist, stampfe letztern recht tapfer in die Gruben ein und decke oben drauf ohngefähr sechs Zoll hoch Erde. Sobald nun im Herbste die ersten Fröste sich eingestellet haben, kommen alle Werren aus demselben ganzen Districte nach solchen Löchern, in welchen die Mistwärme ihnen gut thut, in größter Anzahl zusammen und wenn man hierauf während der kalten Zeit auf einmal die Löcher eröffnet und den herauszuholenden Mist visitirt, so findet man diese schädlichen Insecten in erwünschtester Menge. Da muß man denn freylich flink ans Todschlagen gehen und nichts entkommen lassen. Am besten wär es wohl, ein Paar Töpfe mit siedendem Wasser über dem Miste jedes Loches auszugiessen. Hier käme gewiß nichts mit dem Leben davon. — In dem Pferdmiste legen sie ihre Eyernester am liebsten an. Im übrigen bewohnen sie den Sandboden am liebsten, den festen nicht so gern.

Von **Raupen** ist diejenige Art am leichtsten zu vertilgen, welche ihre Eyer in ein zusammen gewickeltes dürres Blatt legen, und auf solche Weise an einem dünnen Gespinnst den Winter über an den Zweigen hängt; denn da sich diese Raupennester auf den kahlen Bäumen leicht erblicken lassen, so müssen sie mit blosser Hand (oder auch mit sogenannten Raupeneisen) spätstens zu Ausgang des Februars herabge-

abgelesen und sämmtlich verbrannt werden. Viel anders verhält sichs mit einer andern Art, welche ihre Eyer nicht in ein Blatt, sondern unmittelbar an die Baumäste rings und hart um solche herum legt. Diese Eyer haben die Farbe der Zweige, und werden selten bemerkt, können jedoch noch, nachdem sie ausgekrochen, vertilgt werden, man verfüge sich nur an solchen Morgen, welche auf kalte Frühlingsnächte folgen, zu denen hiermit besetzten Bäumen, so wird man die jungen Raupen um der nächtlichen Kälte willen dicht beysammen sitzend und mit Gespinnst überdeckt finden. Hier kann man sie nun, da sie ganz starr vor Kälte sind, mit sammt ihren Gespinnst herab reißen und vertilgen; bey höhern Bäumen würde das in dem kurzgefaßten Unterricht in der Baumzucht 1781. vorgeschlagene Räuchermittel anzurathen seyn. Zufolge dessen nimmt man trocknen Pferdemist, faul Holz und andere dergleichen nicht gut brennende, sondern blos schmauchende Sachen, reibt sie zu Pulver, mengt sie mit etwas zerstoßnen Schwefel und Unschlitt-Stückchen, nimmt darauf an einem ruhigen Tag ein schwaches Kohlfeuer, begiebt sich damit unter den mit ausgekrochenen und auf den Aesten umher laufenden Raupen besetzten Baum, wirft etwas von obigem Pulver allmählig aufs Kohlfeuer, und läßt den Dampf gerade hinan in des Baumes Krone steigen,

gen, wodurch die Raupen getödtet werden. Eine andere sehr schädliche Art, die Blütraupe, geht gerade auf die Blüten los, so daß diese, noch ehe sie Frucht ansetzen, verderben müssen; da der Schmetterling, aus dessen Eyern sie entstehen, ein Nachtvogel oder solcher ist, welcher nur bey Nacht umher fliegt und die Eyer anlegt, so wird ihm wohl durch nichts sichrer beyzukommen seyn, als durch das von dem rühmlichst bekannten Herrn D. Glaser in seiner Abhandlung von den schädlichen Raupen der Obstbäume rc. angegebene Mittel, zufolge dessen sich die mit dieser Blütraupe geplagten Gartenbesitzer (denn nicht einerley Raupe ist überall gemein, vielmehr haben manche Gegenden ihre eigenen Ungezieser) zu einer Zeit, wo die Rinde gut lößt, Rothtannenrinde in ziemlich langen und einer starken Hand breiten Stücken abschälen lassen; die Rinde von Weißtannen, Birken und Weiden, desgleichen grobes Papier gehen ebenfalls dazu an, doch saugt das Papier zu sehr ein. Diese Stücken, welche die Gestalt eines Gürtels von Rinde haben, hebe man sich bis zum 18ten October auf. (denn, zufolge der genauen Glaserischen Beobachtung, kommt der Schmetterling, welcher die Eyer zu den Blütraupen legt, mehrentheils um den 23sten October aus der Erde, in welcher er, wie viele Raupen thun, bis zur Zeit seiner Verwandlung verborgen gewesen war.) An obgemeld-

meldtem Tage also suche man seine Rindenstreife oder Gürtel hervor, weiche sie, wenn sie nicht biegsam genug wären, über Nacht in Wasser, und gürte sodann um jeden hochstämmig und frey stehenden Baum ein bis zwey Ellen hoch über der Erde um seinen Stamm herum einen passenden Rindengürtel, so daß dessen eines Ende über das andere Fingers breit weggreift, und der Gürtel durch drey- oder viermaliges Umwinden mit Bindfaden aufs festeste an den Stamm schließt, alle etwa noch vorhandnen Klunzen, durch welche sich zwischen Gürtel und Stamm etwas hindurch zwängen könnte, müssen mit Moos verstopft werden, so daß nichts auf den Baum laufen kann, ohne über den Gürtel selbst zu müssen. Hierauf nimmt man einige Pfund Theer, und bestreicht mit einem darein getauchten Pinsel das obere (der Baumkrone am nächsten) Theil des umgelegten Gürtels zwey gute Finger breit. So oft der Theer zu kleben aufhört, muß frischer aufgestrichen werden, bis zu Ende Novembers, wo die Fangzeit aus ist, welches man alsdann von selbst sieht, indem nicht, wie zu Anfang desselben Monats, alle Nacht eine Menge solcher Schmetterlinge (welche sowohl um sich am Baume zu gatten, als auch vornehmlich die Eyer hinauf in den Baum an die Blütknospen zu legen, häufig an die Stämme klettern) auf dem Theer kleben bleibt. Die Weibchen dieser

Schmetterlingsart haben keine Flügel, müssen folglich, um ihre Eyer auf den Baum zu bringen, schlechterdings über den Theer. Alle Morgen sammelt man die kleben gebliebenen, sammt denen nach Gelegenheit in der Angst schon an den Gürtel gelegten Eyer, und vertilgt alles. Alter Theer wird gern bey der Kälte steif, daher er mit Leinöl verdünnt und wieder klebend gemacht werden muß. Statt des Theers kann man auch Terpentin (welcher aber theurer) ingleichen folgenden Anstrich brauchen, nämlich zwey Loth Pech mit vier (bey Frostwetter aber, wo es leicht zu dick wird, reichliche fünf) Quentchen Leinöl, über gelindem Feuer geschmolzen. Wie nützlich dieses Wegfangen sey, beweisen des Herrn Doctors weitere Aufzeichnungen, nach welchen er im Jahr 1779. an zwölf Obstbäumen, vermittelst obiger Klebgürtel, zwey tausend und sechs solcher Schmetterlinge fing, unter ihnen waren zwey hundert ein und dreyßig Weibchen, aus deren Eyersumme nach anderweitiger sichrer Berechnung, acht und vierzig tausend Blütraupen entstanden seyn würden. Zu ebenmäßiger Vertilgung derer bey Nacht herum fliegenden Schmetterlingsarten räth der nämliche Schriftsteller sehr klüglich, man sollte auf erhabnen Plätzen im Freyen bey schwülen Nächten im Frühling, und in den Monaten Julius, August und September ein helles Feuer bis gegen

Mor-

Morgen unterhalten, nach welchem sie von weitem her fliegen und sich gauckelnd hinein stürzen. Gewiß wenn dieser Vorschlag von Dorf zu Dorf ausgeführt würde, wie großen Nutzen würde er schaffen!

Die Schildläuse fallen zwar am leichtsten den Zitronenbaum an, welchen sie bald umbringen können, gerathen aber auch zuweilen an den Pfirschbaum, an dessen Zweige sie sich in Gestalt kleiner dunkler Beulen häufigst ansetzen, wovon dieselben ganz ausgesogen, welk und gleichsam mit Ruß überstrichen werden; endlich erfolgt des Baumes Tod. Man würde diesem Uebel dadurch entgehen, wenn man nicht unterließe (wie es schon oben im zweyten Abschnitt gerathen worden) die Bäume um Pfingsten von aller Unsauberkeit (folglich auch von dieser Insektenbrut) abzuwaschen; ist es aber einmal eingerissen, so brauche man das von dem Herrn Hofgärtner Feuereisen in seiner Abhandlung über die feine Gärtnerey vorgeschlagene Mittel, Stamm und Aeste des kranken Baums mit Eßig, worinnen Salz zergangen ist, abzuwaschen. Erst im verwichnen Jahr habe ich dieses an einem sonst vortrefflichen, damals aber durch die Schildläuse fast gänzlich hingerichteten und von aller Hülfe entblößten, Pfirschbaum mit der allererwünschtesten

Wirkung applicirt, worauf ich ihm mit einem sehr stumpfen Messer das Rusichte seiner Rinde abrieb, und ihm dadurch eine herrliche Schaale, und das folgende Jahr den muntersten Wuchs verschaffte.

Eine andere Art Baumläuse pflegt sich an die jungen Triebe des Kirschbaums in so ungeheurer Menge zu setzen, daß der Baum ganz entsetzlich darunter leidet. Sie sieht bald wie diejenige Art aus, welche in eben so erschrecklicher Menge auf den Zweigen der Rosen lebt, außer daß letztere grün, erstere aber schwarz sehen. Ich habe, sie zu vertilgen, den Rath **Feuereisens**, sie mit Wasser, worinnen Salz aufgelöset worden, wegzupinseln, bey der Ausübung ungemein bewährt gefunden. Auch scheinen sie mir den Geruch eines zerriebenen, belaubten Buxbaumstengels, mit welchem ich sie herabfegte, nicht überstehn zu können.

Die **Wespen** ziehen sich stark nach süssen Früchten, besonders nach den Weintrauben, wenn man in kleine Arzneygläserchen etwas Honig oder mit Zucker versüßtes Wasser thut, und solche in die Zweige zwischen die Früchte hinhängt, so kriechen sie häufig in diese angebundnen Gläserchen, und sind gefangen, bey besonders

ders kostbaren Trauben, und den Feigen würde sichs auch der Mühe verlohnen, über die Früchte einen weiten Papierbeütel oder besser Stücken Flor zu befestigen, als durch welchen leztern die Sonne und Luft, nicht aber die Wespe, kommen kann. Wen die

Ameisen an den Bäumen incommodiren, wie sie sich denn gern besonders häufig auf kranke Stämme begeben, und gewiß nichts zur Heilung derselben beytragen, der gieße Wasser, worinnen Ruß aus der Esse umgerührt worden, an den Fuß eines damit behafteten Baums auf die Erde, so werden sie gewiß außen bleiben.

Leztlich kann ein heftiges Hagelwetter den Bäumen sehr nachtheilig seyn, und besonders von jungen Stänmchen die Rinde häßlich zersplittern; alles Beschädigte muß in diesem Fall weggeschnitten, und mit einer guten Salbe verbunden werden, wodurch man sehr große Schäden, aus welchen außerdem dürres Holz entstehen würde, völlig zuheilen und gesund verwachsen machen kann. So räth z. B. der kurzgefaßte Unterricht in der Baumzucht 1781. einen von Hasen, bey unterlaßnem Einbinden, beynahe gänzlich abgeschälten Baumstamm von allen Rindenfasern, bis aufs ge-

sunde, rein zu schneiden, und über die Beschädigung eine, aus einer Mischung von Kuhmist (ohne Stroh) Lehm und Harz oder Gummi (welches zuvor in Wasser aufzulösen) verfertigte Salbe dick aufzuschmieren, welche sodann mit einem groben Lappen mäßig fest überbunden wird. Woferne man sich überhaupt bey unumgänglich nöthigen starken Schnitten nach obiger Anweisung (zufolge welcher man jeden Schnitt nicht lang wie ein Rehfuß oder Schnabel, sondern mehr stumpf und hart über einem Auge machen muß) genau verhält und dabey dergleichen Salben bis zur völligen Zuheilung darüber bindet, der wird über dürres Holz, Zersplitterung und Brandflecken weder an seinen Bäumen noch auch am Weinstock (bey welchem letztern sich ebenfalls, durch unverständig behandelte starke Schnitte oder andre offne Wunden, dürres Holz ansetzt, und einfrißt) einige Klage zu führen Ursach haben.

Zum

Zum Beschluß soll der

Neunte Abschnitt

die nöthigsten Regeln

von Behandlung des Obstes

an die Hand geben.

Die Breter, auf welchen man Obst backen will, dürfen nicht von Kiehnholz seyn, weil diese einen starken Geschmack mittheilen, Linden- oder Tannenholz ist hiezu das beste. Herr Pastor **Mayer** hat in seinem 1778. herausgegebenen Tractat: **Mein Garten** betitelt, eine kleine Obstdarre beschrieben und in Kupfer stechen lassen, welche ich zwar in meiner Gegend niemalen zu sehen bekommen können, welche mir aber doch, der Beschreibung und Abbildung nach, ungemein bequem scheint, eine Menge Obst, auf eine sehr angemeßne Weise, und mit großer Holzersparniß zu backen. Weil sich die allzusaftigen Birnensorten nicht gut backen lassen, so kann man sie also mit benutzen, daß man sie entweder unter das Pflaumenmuß kocht, oder den Saft durch ein Tuch preßt, ihn zu einer Honigdicke einkocht, und nach dem Verkühlen auf Flaschen füllt und in den Keller

setzt, wornächst dieser Saft zur Ersparung des Zuckers an mancherley Speisen vortrefflich zu gebrauchen. Wenn man Aepfel oder Birnen vor dem Backen schält, so werfe man das ausgeputzte und die Schalen nicht weg, sondern thue beydes in einen Topf, koche es, gieße sodann diesen Saft ab, und koche ihn zu einer dicken Gallerte ein; sind nun die geschälten Früchte schon fast gar gebacken, so nehme man sie aus der Darre, und tauche sie also in besagte Gallerte ein, daß sie damit ganz umgeben werden, dann backe man sie vollends. Wer gebacken Obst von einigen Jahren her hat, der findet es zuweilen gleichsam schimmlicht, und von einer Art Milben besetzt; diese zu tödten, schiebe man nur das Obst auf einige Augenblicke in die heiße Darre, so ersticken diese Insekten. Was die sogenannten Wintersorten von Aepfeln und Birnen anbelangt, welche sich bis zu Ausgang des Winters, ja bis in den vollen Frühling des nächstfolgenden Jahres aufbewahren lassen, so merke man davon, daß diese Arten nicht früher noch später vom Baum abgenommen werden dürfen, als in der Mitte Octobers; denn Fröste dürfen sie nicht treffen. Man nimmt sie an einem trocknen Mittag ab, hütet sich dabey sie nicht auf die Erde fallen zu lassen, noch zu stoßen, weil sie an solchen Orten, wo man sie beschädigt hat, faul werden, und alsdann auch die gesunden anstecken, und legt

sie sodann auf eine trockne luftige Kammer über einander auf Haufen sortenweise. Auf solchen Haufen bleiben sie zehn bis zwölf Tage und schwitzen sich ab, dann nimmt man sie auseinander, wischt die Früchte, Stück vor Stück, mit einem reinen Tuche ab, und legt sie sodann entweder in die unten zu beschreibenden Kasten, oder auch auf untergelegtes Stroh, zu welchem letztern man diejenigen Sorten nimmt, welche sich am wenigsten halten, dabey muß man Sorge tragen, daß die Fenster der Kammer recht wohl verwahrt, und alle Klunzen wohl verstopft seyn, ja bey härterm Frostwetter muß noch oben über das Obst reines Stroh ziemlich dick aufgelegt werden, von solchem für das Obst bestimmten Stroh müssen die Aehren oben weggehackt seyn, indem sich darein gern die Mäuse einquartieren. Kann Frost zu diesem Obste kommen, so verdirbt es. Die edelsten und sich am längsten haltenden Sorten packt man folgendergestalt in Kisten ein: Man nimmt trockne Kleyen, oder Werg (welches letztere aber erst wohl auszulüften, damit der Flachsgeruch, der sich leicht in den Obstgeschmack zöge, herausgeht) legt solches auf des Kastens Boden einer Querhand hoch, setzt obige abgeschwitzte Früchte darauf, so daß Stück an Stück, mit den Stielen nach der Höhe gerichtet, liegen, und die Früchte nicht an den Rand des Kastens (als welcher sich leicht durchkältet) antreffen,

vielmehr zwischen ihnen und den Wänden der Kiste Werg oder Kleye zu liegen komme. Auf diese Manier muß immer eine Schicht Werg oder Kleye mit einer Schicht Früchte abwechseln, zu oberst kommt wieder ziemlich dick Werg zu liegen, und endlich wird der Deckel aufs festeste eingeschoben. Die Kiste muß am besten Griffe haben, damit man ohne Herumwerfen und Rütteln der Früchte ihren Standort nach Maaßgabe der Kälte, verändern kann; dieser Standort nämlich muß weder warm, noch weniger aber, wie schon oft gesagt worden, den Frösten ausgesetzt seyn. Vom December an muß man alle vier Wochen das Gefäß eröffnen, und die etwa anbrüchig gewordnen Früchte absondern. Durch diese sorgfältige Pflege kann man dieses Winterobst bis zum nächsten Sommer erhalten. Braucht man zu erwähntem Einpacken ein Faß, so ist nur dahin zu sehen, daß es nicht zuvor zu solchen Dingen gebraucht worden sey, welche dem Obst einen widrigen Geschmack beybringen. Wenn man zu den Borstorferäpfeln Hopfen, und zu allerley Birnen getrocknete Hollunderblüte packt, nehmen sie davon einen köstlichern Geschmack an. Hier muß ich noch eine Warnung beyfügen, damit man sich nämlich nicht an solchen Kammern aufhalte, am wenigsten aber sie zu seiner Schlafstelle erwähle, in welchen viel Obst aufgeschüttet worden, denn wir wissen es heut

zu

zu Tage mit völliger Zuverläßigkeit, daß die Ausdünstungen aller aus dem Pflanzenreiche genommenen Dinge, (z. B. Blumen, Wurzeln, Früchte, große Zweige, wie man sie doch häufig von Birken um Pfingsten in die Stuben setzt rc.) in einem eingesperrten Raum, dergleichen doch eine Kammer ist, der Gesundheit äußerst nachtheilig seyn, ja den Tod erregen können. Man sollte daher nichts von Pflanzen (ausgenommen einiges weniges Blumenwerk.) in seinem Wohnzimmer dulden. Man trete früh Morgens aus der freyen gesunden Luft in ein mit Pflanzen rc. angefülltes, die Nacht über verschlossen gewesenes Gewächshaus, wie bang und unzuträglich wird einem die Luft darinnen vorkommen. Mehreres hievon kann man am besten in D. Jngenhouß Versuchen mit Pflanzen 1780. finden. — Um nun auch noch ein Wort vom Sommerobste, das heißt von denjenigen Fruchtarten zu sagen, welche während derjenigen Monate, binnen welchen das Jahr grün ist, gegessen werden, ohne daß man sie auf die Dauer hinlegen könnte, so gilt von ihm dies, daß man es, wenn es recht delicat schmecken soll, jedesmal gleich am frühen Morgen, noch vor der Auftrocknung des Thaues durch die Sonne, abpflücken und so bis zum Genusse selbst in ein kühles schattiges Gemach hinstellen müsse.

Die Quitten halten sich länger, wenn man sie, bevor sie ganz gelb auf dem Baum werden, abnimmt, man legt sie sodann ebenfalls zum Abschwitzen hin, und packt sie endlich schichtweis mit unenthülßten Hirsenkörnern (welche überaus dicht auf einander liegen, den Zugang aller Luft verhindern, und worinnen man auch die Eyer überaus wohl aufbewahren kann) in irgend ein Gefäß ein. Geschälte und zerschnittne Quittenscheibchen in das Pflaumenmuß eine Viertelstunde zuvor, ehe man solches vom Feuer nimmt, geworfen, giebt einen auserlesnen Geschmack.

Welsche Nüsse werden sowohl zu Ausgang Julii, unreif, um eingemacht zu werden, als auch zu Anfang Octobers reif abgenommen, sobald man sie reif auf Haufen geschüttet, lassen sie nach weniger Zeit die äußere grüne Schaale fallen, als welche, weil sie garstig abfärbt und fault, weg muß. Sodann nimmt man die reinen Nüsse alsobald, und packt sie schichtweis mit reinem Sand in einen alten weitläuftig geflochtnen und besonders am Boden durchlöcherten Korb, in diesen stellt man sie im Garten 2c. unter freyen Himmel, so halten sie sich in ihrem Sand, durch den immer auf sie fallenden Regen und Schnee, so herrlich und frisch, daß man bis zu Ende Märzes,

zes, wo sie keimen, davon genießen, und sie so gut schälen kann als wären es frische vom Baum. Nüsse, welche schon durch versäumtes Einpacken so trocken geworden, daß man sie nicht mehr schälen kann, in welchem Fall es ein elend Essen ist, behandle man eben so, so werden sie sich aufs neue anfrischen.

Wenn man Pflaumen bäckt, ist es wohlgethan, etwas Asche unter sie zu legen, sie platzen alsdann weniger, und werden auch nicht zu leicht von Milben besetzt. Alles gebackne Obst schütte man, bevor man es aufhebt, auf etliche Tage zum Abtrocknen hin. Kocht man Muß aus den Pflaumen, so ist es wohlgethan, Hollunderbeeren darzu zu kochen, indem es sich dadurch besser hält; man kocht zu diesem Endzweck den Hollundersaft eine Stunde zuvor, schäumt ihn ab, und wirft dann die aufgeschnittnen Pflaumen darzu, um beydes zu Muß zu sieden. Je mehr man zuvor die aufgeschnittnen Pflaumen zerstampft hat, desto kürzere Zeit währt das Mußkochen. Wenn während dem Sieden ganze welsche Nüsse hineingeworfen werden, so vermehren sie nicht nur die schwarze Farbe des Mußes, sondern werden auch selbst sehr gut, um dereinst zugleich mit demselben gespeißt zu werden. Je länger sich das Muß halten soll, desto dicker muß man es sieden;

ist es fertig, so fülle man es in steinerne oder hölzerne, keineswegs aber in metallne oder mit Glasur innerlich versehene Gefäße, denn sowohl die Metalle (besonders Kupfer, Meßing und schlechtes Zinn) als auch die Glasur, fassen offenbar giftige Theile in sich, welche sich aus ihnen in die Speisen ziehen, und der Gesundheit, wie man aus sehr häufigen traurigen Beyspielen weiß, äußerst nachtheilig, oft auch tödtlich, nicht selten aber auch noch ärger, nämlich ein Anlaß zu einem elenden kranken Leben werden. Der Kupferkessel, worinnen man Muß kochet, muß gut verzinnt seyn, und man wird am allersichersten gehen, wenn man das, was sich beym Sieden an ihn inwendig ansetzt, nicht mit zum Muß nimmt, sondern wegwirft. Ueberhaupt sollten anstatt metallner und verglasurter Gefäße, nichts als hölzerne, steinerne, steingutne und irdne unglasurte in den Küchen geführt werden, kann man wohl mit gutem Gewissen in dem was man sich und andern zur Erhaltung des Lebens vorsetzt, leichtsinnig seyn? Hat man doch sogar Beyspiele, daß Speisen, welche bey solchem Feuerholz gekocht wurden, welches mit Grünspan angestrichen gewesen war, durch den in sie gezognen giftigen Rauch der Farbe, ein wahres Gift geworden sind; welches ein Unkundiger noch weniger vermuthen sollte, als bey den metallnen und glasurten Gefäßen.

Wenn man das Muß auf Gefäße füllt, müssen letztere anbey beständig gerüttelt werden, damit es sich gleich, während des Einfüllens, gehörig setze und voll oben an stehe, darauf legt man welsche Nußblätter drüber, und über solche muß der Deckel aufs festeste kommen, weshalben man alle etwa noch merkende Klunzen und Ritze zwischen Gefäß und Deckel mit Lehm, worunter Gerstenspreu geknetet worden, verschmieren muß. Das Gefäß wird dann an einen trocknen Ort gestellt, und kann daselbst auf ein Jahr lang stehen, nach Verlauf solcher Zeit aber muß es entweder verthan, oder mit eine Stunde vorher gekochtem Hollundersaft umgesotten werden. Da sich gebackne Pflaumen länger, als das Muß, halten, so kann man aus jenen zu aller Zeit Muß bereiten, wenn man sie ganz weich zerkocht, zerreibt, durchschlägt, und etwas fein Mehl daran kocht. Dergleichen Muß hält sich nur vierzehn Tage, man muß desselben folglich nicht zu viel auf einmal machen. Das Hollundermuß an sich selbst hält sich bey derjenigen Dicke, in welcher man es unter das Pflaumenmuß zu nehmen pflegt, nur vierzehn Tage, wird es aber sehr steif eingekocht, so dauert es auch vor sich selbst länger. — Hollunderbeeren sind für Haushühner ein wahres Gift, wie man sagt. Man soll daher beym Abschneiden derselben nichts übrig,

noch

noch auf die Erde fallen lassen, damit gedachte Thiere nichts von diesen Beeren finden mögen.

Kirschmuß zu bereiten, wirft man saure Kirschen ohne Stiel in einen Kessel, rührt sie, wie bey allem Mußkochen höchst nöthig ist, unaufhörlich während des Siedens um, damit das unterste nicht anbrenne, dann treibt man es durch ein Drathsieb, in welchem die Kerne zurückbleiben; hierauf wird es abermals zur gehörigen Steife eingekocht, nach dem Verkühlen aufbewahrt, und allemal vor dem Gebrauche durchwürzt und gezuckert.

Die Mispeln nimmt man nicht früher ab, als bis sie am Baum einen Reif ausgestanden, dann schüttet man sie auf reines Stroh, überdeckt sie auch mit demselben, bis sie etwas teig geworden. Diejenigen, welche man bald eßbar zu haben wünscht, werden gleich nach dem Abnehmen in nasse Kleye gelegt, in welcher sie binnen vierzehn Tagen zu essen sind.

Johannisbeere können sehr lange am Stock hängen, ob sie wohl reif geworden, daher man sich nicht zu übereilen braucht, um sie zu consumiren.

Die

Die Hahnbutten werden zu Anfang Octobers auch schon im September gepflückt, in einen Sack geworfen, und weidlich darinnen herum geschüttelt, wodurch das Haarichte der Früchte abgeht, sind sie hierauf aufgeschnitten und von Kernen gesäubert, so werden sie bey gelinder Ofenwärme getrocknet.

Ein mehreres von der Anwendung des Obsts kann sowohl in Herrn P. Pratje's Anleitung zur Pflege eines Obstgartens 1782. als auch in Germershausens vortrefflicher Hausmutter, wie auch in vielen bewährten Kochbüchern nachgelesen werden.

Endlich hat auch sogar das zur Herbstzeit von den Obstbäumen fallende Laub seinen großen Nutzen; man sammle es, kehre es auf Haufen, werfe es entweder in die Mistpfütze, oder sonst über einander hin, (wobey jedoch etwas oben drüber zu legen, damit es der Wind nicht wegführe) so giebt es, wenn es verweßt ist, eine den zartsten Gewächsen ungemein anständige Düngung. Ferner kann es unter ein Obdach geschafft, dadurch trocken erhalten und auf Schaufeln in die Oefen geschoben werden, welche es nicht nur sehr gut und gelind heitzet, sondern auch eine sehr vorzügliche Asche

giebt. Man hat sogar neuerlich es den Winter über unter einem trocknen Obdach vor dem Verwesen bewahrt, und darauf im Frühling davon, statt des Mists, Mistbeete angelegt, deren Hitze sehr gelind und angemessen seyn soll. Jedoch taugt zu diesem Endzweck vielmehr das derbere Laub einiger wilden Bäume, z. B. der Eichen und Buchen.

Leipzig, bey Böhme: Praktischer Unterricht von Erziehung, Pflege und Wartung junger Obstbäume, deren Veredlung, gehörigen Verpflanzung, und Anlegung eines Obstgartens. v. Christ. Richter. 1788. 71 S. 8. (3 Gr.)

Jena; in Akadem. Buchh.: Jos. Gerthings, pensionirten Kunst- u. Ziergärtners in k. k. Diensten, Gedanken, Wünsche und Vorschläge zur Emporbringung der nutzbaren Gärtnerey. 1788. 10 Bog. 8. (10 Gr.)

Frankfurt am M. b. Hermann: Von Pflanzung u. Wartung der nützlichsten Obstbäume &c. v. J. L. Christ ersten Pfarrer zu Kronenberg an der Höhe. 2 Th. 1791. 21 Bog. 8. (16 Gr.)
desselben 1. Th., 2 verm. u. verb. Auflage mit 2 K. 1792. 1 Alph. 9½ Bog. 8. (1 Rthl.)

Dortmund, bey Blothe u. Comp. Versuch eines kurzen u. faßlichen Unterrichts in der einfachen Obstbaumzucht für die Landjugend, v. Pastor Rüdeker 1796. 52 S. 8. (4 Gr.)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilke, George Wilhelm Konstantin <<von>>,

Sammlung der wichtigsten Regeln in der Baumgärtnerey

Leipzig 1788

Oecon. 1542 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298764-2
VD18 10607439